Rug 231

Lt Heiny M.D. Physician

ALBR. v. HALLER.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413840

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt.

1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebens-Politik.
4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Kunst- und Lebensansichten.
8. Curiosa und Anekdoten.

Zweites Bändchen.

Mit dem Bildnisse des Adalb. v. Haller.

Leipzig 1838.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

„Das beste Ziel hat der erwählt,
Wer Heit'rem Nützliches vermählt."

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Inhalt dieses Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Adalbert von Haller; von J. F. C. Hecker. . . . 3
Casanova's Besuch bei v. Haller 18
Dupuytren; von Dieffenbach 20
Ein Ferienbesuch bei Dupuytren; von Dr. Philipp . 28
Giovanni Rasori 35
Luther und Paracelsus; paralleliſirt von Dr. Häusler 39

II. Novellen und Skizzen:

Der alte Berliner Arzt; Novelle eines Ungenannten . . 45
Der Studiosus medicinae in Paris; von L. Liew . . 71
Die Heilkunde im Jahre 1836. Eine Reminiſcenz von J. J. Sachs 78

III. Aerztliche Lebens-Politik:

Verhältniß des Arztes zum Publikum; von C. W. Hufeland 87
Verhältniß des Arztes zum Collegen; von demſelben . . . 91
Etwas über die Zwiſtigkeit der Aerzte; von Joh. Peter Frank 99
Brief eines alten Praktikus an ſeinen Neffen und Collegen . 115
Claſſification der Afterärzte und Charlatans; von Theodor Stürmer 121

IV. Mediziniſche Länder- Völker- und Städtekunde:

Die deutſche, engliſche und franzöſiſche Medizin, paralleliſirt von Ad. Mühry 135

Seite

Die Medizin in Norwegen; von F. Holst 138
Die Volksmedizin bei den Kirgisen; von Jarotzki . . 147
Die Heilkunst unter den Hindus 151

V. Poesieen:

Des Arztes Freuden und Leiden 155
Doctor Sassafraß 160
Zu Theden's Jubiläum 162

VI. Miscellen:

Instruktion für einen Leibarzt des 17. Jahrhunderts . . 165
Ueber diagnostische Fehlschüsse; von Krüger-Hansen 166
Die heutige Therapie (1836) von Brück 168
Hatten Adam und Eva einen Nabel? von Reinhard . 169
Afterärzte in England; von Mühry 170
Die französische Chirurgie; von Textor 172
Die complicirten Instrumente in Frankreich; von Dieffenbach 173

VII. Kunst- und Lebensansichten 177

VIII. Kuriosa, Anekdoten und Epigramme 185

I.

Charakteriſtiken.

Adalbert von Haller.

Von Prof. J. F. C. Hecker.

A. von Haller hat durch seinen Geist und sein Wirken der Medizin des 18. Jahrhunderts eine so eigenthümliche und so lange fortgesetzte Richtung gegeben, daß eine Würdigung seines Lebens und seiner Leistungen hier nicht umgangen werden darf. — Er wurde am 6. October 1708 zu Bern, in einer patrizischen Familie geboren, welche für seine ausgezeichnete Erziehung von früh an Sorge trug. Seinen Vater Nicolaus Emanuel Haller, einen in der Schweiz berühmten Rechtsgelehrten und Beamten, verlor er im Jahre 1721, nachdem er sich schon als einen überaus geistvollen und beispiellos fleißigen Knaben bewährt hatte. Schon in seinem neunten Jahre hatte er sich hebräische und griechische Wörterbücher angelegt, eine chaldäische Grammatik entworfen und selbstbearbeitete Lebensbeschreibungen von mehreren tausend berühmten Männern gesammelt; im zehnten Jahre zeigte sich sein entschiedenes Talent für die Dichtkunst, und die überaus seltene Verbindung einer glühenden Phantasie mit unersättlicher Wißbegierde. Bis in sein funfzehntes Jahr widmete er sich den verschiedensten Studien, mit Ausnahme der Cartesianischen Naturlehre, worin er sich entschieden weigerte Unterricht anzunehmen, dann entsagte er auf einmal der Dichtkunst, indem er alle seine poëtischen Versuche verbrannte, und bezog am 27. December 1723 die Universität Tübingen, um Medizin zu studiren, wo Elias Camer-

arius und Duvernoy, der letztere in der Anatomie und Botanik, seine Lehrer wurden. Nach einem Aufenthalte von 16 Monaten begab er sich hierauf (1725) nach Leyden, angezogen von Boerhave's Ruf und begierig nach einer besseren Gelegenheit Anatomie zu treiben, welche dort von dem noch jungen B. S. Albinus gelehrt wurde. 1726 erfolgte seine Promotion in Leyden, nachdem er vorher einen großen Theil von Norddeutschland durchreist hatte. Die Dissertation, die er bei dieser Gelegenheit vertheidigte (de ductu salivali Coschwitiano), findet sich in seinen Operibus minoribus anatomicis; bei Duvernoy hat er bereits viel über diesen Gegenstand gearbeitet. Im Sommer 1727 unternahm Haller eine große wissenschaftliche Reise nach England und Frankreich, besuchte mit großem Fleiße die Hospitäler, und machte sich den bedeutendsten Gelehrten beider Länder bekannt, namentlich in London Sloane, Cheselden und Douglas, und in Paris Geoffroy, Jussieu, Winslow, Le Dran, so wie den Augenärzten St. Yves und Woolhouse. Dann widmete er sich in Basel (1728) mit gewohntem Eifer unter Bernouilli der höhern Mathematik, indem er die gründlichsten Arbeiten über die damals noch neue Differentialrechnung, die Analyse des unendlich Kleinen u. s. w. zu Stande brachte, worüber sich interessante Handschriften in seiner Bibliothek vorgefunden haben. Noch später, während seines Aufenthalts in Bern, war seine Vorliebe für die Mathematik so groß, daß er selbst an seinem Hochzeitstage sich mit der Differentialrechnung eifrig beschäftigte, und dennoch findet man in seinen Werken keinen Beweis, daß er jemals eine gewagte oder unpassende Anwendung seines tiefen mathematischen Wissens auf die Naturwissenschaften gemacht habe. Seine Reise durch die Schweiz, im Juli 1728, die er gemeinschaftlich mit dem Züricher Naturforscher Geßner machte, benutzte er hauptsächlich zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Botanik. Auf dieser Reise war es auch, wo er sich wieder seinen poëtischen Empfindungen überließ und die Naturschön-

heiten seines Vaterlandes in Gedichten besang, die überall bewundert wurden. Zurückgekehrt nach Basel trieb er wieder seine bisherigen Studien, und die Poesie erheiterte seine Erholungsstunden. Endlich schlug er dann 1729 seinen Wohnsitz in Bern auf und suchte sich zuerst bei seinen Mitbürgern durch die Praxis einzuführen. Wie denn nun sein Genie in allen Fächern und Beschäftigungen glänzte, so übertraf auch hierin der Erfolg seine kühnsten Erwartungen, und er wurde ein überaus glücklicher, gesuchter Arzt. 1734 erlaubte man ihm anatomische Vorlesungen zu halten, er gründete ein anatomisches Theater, und im folgenden Jahre erhielt er die Besorgung eines Stadthospitals. Hier wie in seiner ausgedehnten Privatpraxis gab er die glänzendsten Beweise seines praktischen Talentes, ohne sich jemals von den Satzungen und Vorurtheilen der theoretisirenden Schulen irre leiten zu lassen. Sydenham war nächst Hippokrates sein Vorbild, und es leidet keinen Zweifel, daß, wenn er auf dieser Bahn geblieben wäre, er sich den besten Pathologen des achtzehnten Jahrhunderts gleichgestellt, viele von ihnen auch übertroffen haben würde. Angemerkt zu werden verdient, daß er in den fauligen Pocken, die in der damaligen Zeit sehr häufig waren, den Kampher mit großem Vortheil zu geben pflegte, — ein Mittel, das hauptsächlich durch die Erfolge der spätern Wiener Schule zu so verdientem Ansehen in fauligen Krankheiten gelangte. Mit fortdauernder Neigung für die Botanik machte er sich indessen bei dem großen Haufen, der immer eine Abneigung vor den gelehrten Aerzten hat, nichts weniger als beliebt, da er besonders von öftern Reisen in den Alpen nicht abließ, auf denen er den Stoff zu seiner in Göttingen 1742 erschienenen enumeratio stirpium helveticarum sammelte. Bei Gelegenheit einer Zergliederung einer Doppelmißgeburt (Descriptio foetus bicipitis. Opusc. anat. p. 217.) äußerte er schon jetzt Meinungen, die als Vorläufer seiner späteren Theorie zu betrachten sind: der erste Fehler läge im Keime, nicht in späterer Verbildung und

Verwachsung, womit er der damaligen Erklärungsweise zuerst widersprach. Ungeachtet dieser so vielseitigen Beschäftigungen war doch noch die alte Literatur eines seiner Lieblingsstudien, wiewohl niemals im Sinne der trockenen Grammatiker, und selbst die Nummismatik wurde von ihm fleißig durchgearbeitet. In demselben Jahre, in dem er das anatomische Theater gründete, bewarb er sich vergeblich um die Lehrstelle der Beredsamkeit und Geschichte und hatte dabei nur die Genugthuung, daß seine Verdienste im Auslande mehr als in seiner Vaterstadt anerkannt wurden, wo die kleinlichen Ränke von Mißgünstigen ihn zwar nicht wesentlich in seinem Wirken hinderten, aber doch auch nicht beitrugen, ihm sein Leben angenehm zu machen. 1735 wurde er Stadtbibliothekar, die einzige öffentliche Anstellung, die er in seinem Vaterlande erhalten konnte, und selbst den damit verbundenen mechanischen Geschäften stand er mit musterhafter Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit vor, so daß er die verworrenen Massen zweckmäßig ordnete und den ersten Katalog der Bibliothek anfertigte.

Wegen seiner Gedichte, die zuerst 1732 erschienen waren, hatte er in eben dieser Zeit einige Anfechtungen zu bestehen, besonders von Seiten der Theologen, die darin falsche Glaubenslehren und irreligiöse Ansichten wittern wollten, so daß er sich genöthigt sah, gegen Anfälle dieser Art aufzutreten. Als indessen erst Bodmer und Breitinger sich seiner poëtischen Arbeiten annahmen, so war er nun von dieser Seite ganz gesichert, seine Gedichte wurden in ganz Europa gelesen und haben überhaupt 39 verschiedene Ausgaben und Uebersetzungen in allen gebildeten Sprachen erlebt. — So hatte er schon nun einen überall mit Achtung genannten Namen, berühmte gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und es fehlte ihm nur noch ein Wirkungskreis, in dem er die Wissenschaften wo möglich noch nach einem größeren Maaßstabe bearbeiten könnte. Ein solcher wurde ihm durch einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen 1736 zu Theil, wo die eben erst gegründete

Universität (1734) durchaus nur mit ausgezeichneten und berühmten Männern besetzt werden sollte. Seine Professur umfaßte nach der damaligen Weise nicht weniger als die Medizin, die Anatomie, die Botanik und die Chirurgie. Anfangs war er nicht ganz geneigt, diesem Rufe zu folgen, auch suchte man ihn mit einer Besoldung und der Aussicht auf eine Lehrstelle der Mathematik in Bern zu halten, als aber seine Widersacher diese Gelegenheit benutzten, um ihre ränkevollen Anstrengungen zu verdoppeln, so reiste er im October 1736 wirklich nach Göttingen ab. Schon in den ersten Wochen starb ihm seine Frau, und noch manche andere Umstände trugen dazu bei, ihm seinen neuen Aufenthalt für's Erste unangenehm zu machen. Doch erwies ihm die Hannöversche Regierung alle mögliche Aufmerksamkeit und berief sogar seinen Schüler, einen Dr. Huber, aus Bern nach Göttingen. Und so fand sich denn bald seine vorige Tüchtigkeit wieder, so daß er nun anfing, für die ihm angewiesenen Fächer auf das Thätigste zu wirken. 1738 wurde von ihm ein anatomisches Theater und ein Jahr darauf der botanische Garten angelegt. Er sammelte zugleich ein anatomisches Cabinet und erregte in jeder Beziehung die Bewunderung seiner Collegen, wie er denn durch seine Gegenwart nicht wenig dazu beitrug, die Zahl der Studirenden in Göttingen zu mehren. Von jetzt an schränkte er sich auch mehr auf die medizinischen und die verwandten Wissenschaften ein, und trieb mehrere Jahre nichts weiter, zunächst um Boerhave's Vorlesungen mit Anmerkungen herauszugeben, die von 1739 bis 1744 erschienen. Nach seiner eignen Versicherung hat er zu diesem Zwecke mehrere Tausend medizinische Werke durchgearbeitet, und eben dies Buch, das allerdings für die damalige Zeit wichtig war, erlebte sieben Auflagen. Mit van Swieten, mit dem er überhaupt nie ganz befreundet gewesen zu sein scheint, gerieth er wegen der Boerhave'schen Vorlesungen in einen literarischen Streit; der Briefwechsel hierüber findet sich in Baldinger's neuem Magazin Bd. 11. St. 2.

S. 306, und trägt die Spuren eines beiderseitigen sehr gereizten Zustandes.

1739 reiste er wieder auf kurze Zeit nach Bern, verheirathete sich hier wieder, machte mehrere Gebirgsreisen und gab nach seiner Zurückkunft eine naturwissenschaftliche Beschreibung derselben heraus. Schon im folgenden Jahre hatte er das Unglück, seine zweite Frau zu verlieren.

Zwei und zwanzig kleinere Schriften waren bereits von ihm in Göttingen erschienen, als er sein Werk über die Schweizer-Flora herausgab, wozu die Vorarbeiten 20 geschriebene Folianten einnahmen. Das Linné'sche System nahm er hierin nur zum Theil an und suchte es, wo es ihm unbrauchbar schien, durch eigne, weniger künstliche Anordnungen zu ersetzen. — Seine literarischen Nebenarbeiten sind außerordentlich zahlreich. Als Mitarbeiter an der Bibliothèque raisonnée lieferte er eine Menge von Recensionen nach Paris, über Werke aus den heterogensten Fächern, und als Begründer der Commentarii Gottingenses, der jetzigen Göttinger gelehrten Anzeigen, entwickelte er von 1745 an die Thätigkeit, man kann wohl sagen, einer ganzen Gesellschaft von Gelehrten. Die Mitarbeiter dieser Commentarien standen anfangs unter keiner bestimmten Direction, jetzt wurde er aber damit beauftragt und erhielt von 1747 an in dieser Beziehung ein Jahrgehalt. Für die damalige Literatur ist diese Zeitschrift von der äußersten Wichtigkeit und, wie sie von ihm redigirt wurde, nicht leicht von einer anderen wieder übertroffen worden. Bei allen diesen vielfältigen Beschäftigungen war Haller noch außerdem fast immer in gelehrte Streitigkeiten verwickelt, von denen die mit Hamberger in Jena geführte die meiste Aufmerksamkeit erregt hat. Sie begann 1746 über einen Gegenstand der von den damaligen Physiologen für wichtig gehalten wurde, nämlich die Frage, ob zwischen Bauchfell und Lungen Luft enthalten sei, die sich verdünnen und wieder zusammenpressen lasse, wie Hamberger behauptete, oder nicht, wie Haller

versicherte. Nach dem Erstern sollten die inneren Intercostalmuskeln die Rippen herunterziehen und dadurch die Luft aus den Lungen drücken, wobei sich die Zwischenräume zwischen den Rippen nicht ändern, ganz nach der uralten Galenischen von Bayle wiederholten Lehre von der Respiration. Hierüber wurden nun von beiden Seiten viele Schriften gewechselt, einige jüngere Physiologen, wie namentlich Trendelnburg, Brunner und Röderer in Göttingen und Kessel in Jena, nahmen eifrigen Antheil, und die Sache endigte nach einigen Jahren so, daß Haller Recht behielt, und seine Versuche und Erörterungen mit Beifall aufgenommen wurden. Noch andere Streitigkeiten mit Nortwyk über Boerhave's Vorlesungen, die aus einer unangenehmen Spannung zwischen Haller und van Swieten hervorging, und mit de la Mettrie über dessen „l'homme machine," ein bekanntes, nach mechanisch materialischen Grundsätzen verfaßtes Werk (1747) sind im Ganzen noch unwichtiger und gegenwärtig nicht mehr geeignet, Interesse zu erwecken.

1751 erschien Boerhave's Methodus studii medici, von Haller durchaus neu bearbeitet, und mit einem überaus großen Reichthum von Literatur ausgestattet. Dieses Werk war ursprünglich nur eine Enzyklopädie von geringem Umfang, bei weitem nicht so ausgezeichnet und geistvoll wie Conring's Introductio in Artem medicam, und nur nach dem Vortrage Boerhave's niedergeschrieben. Haller würde daher ohne Zweifel besser gethan haben, die Früchte seiner vieljährigen literarischen Studien (seit 1728 hatte er sich von allen ihm vorgekommenen Werken wohlgeordnete Excerpte angelegt und bei jedem ein kleines Urtheil beigeschrieben) in eine zeitgemäße Form zu bringen, als zu einem Anfangsbuche, dessen Anlage Vieles zu wünschen übrig läßt und dessen Text in den Anhängen verschwimmt, unterzuordnen. Ueberdies fehlt es der Haller'schen Methodus studii medici an einem wesentlichen Erfordernisse eines Literaturwerkes, an der leichten Uebersichtigkeit, die ihm nicht ein-

mal durch Peroboom's ziemlich unzweckmäßiges Register verschafft ist, und so muß man bedauern, daß die unendliche auf dieses Werk verwandte Mühe (Haller hatte gegen 4000 von den angeführten Schriften selbst gelesen oder durchgeblättert) nicht eben besonders nutzbar geworden ist.

Seine unsterblichen Arbeiten über die Physiologie begann Haller 1747 mit seinem Grundriß (primae lineae physiologiae). Schon hierin wich er von den mechanischen Ansichten seines Lehrers Boerhave bedeutend ab. Er fängt bei der Faser, als dem allgemeinen Grundstoffe des Körpers an, geht dann zu den Adern über, folgt nach dem Herzen dem Kreislaufe des Blutes und geht jedes Eingeweide in der Ordnung durch, in der seine Schlagadern aus dem großen Stamme entspringen. Die Wichtigkeit des Zellgewebes wird gebührend herausgehoben, also noch 20 Jahre vor Bordeu, der seine berühmte Abhandlung „Recherches sur le tissu muqueux" erst 1767 herausgab. Haller hielt es für den wahren Grundstoff, aus dem alle Häute, und folglich auch alle Gefäße bestehen, ja er vermuthet, daß der ganze Körper aus einem gallertartigen, in die Fäden des Zellgewebes zusammengeformten Wesen nach und nach entstanden sei, weicht also hierin von Boerhave völlig ab, der nach der Weise der holländischen Anatomen alle Theile des Körpers aus Adern zusammensetzte, die nach ihm nur einen kleinen Theil der Häute und der übrigen Organe ausmachen. Für die Ursache der Bewegung des Herzens und der Adern hielt er schon jetzt die Irritabilität, die er für eine eigenthümliche (insita) und weder vom Gehirn noch von der Seele abzuleitende Kraft erklärte, denn da sie in einem getödteten Thiere und in einem ganz vom Körper getrennten Herzen zurückbleibe, so sei an eine Herrschaft des Willens über sie nicht zu denken, ein Gedanke, der für die ganze Entwickelung der medizinischen Theorie einen nur allzu folgereichen Wendepunkt machte. Die Vitalorgane unterscheiden sich von den Seelenorganen überhaupt durch eine größere

und eigenthümliche Empfindlichkeit, die bewirkt, daß sie schon von den gewöhnlichen in ihnen enthaltenen Säften in Bewegung gesetzt werden. Seine Ansichten über die Secretion sind bei weitem nicht so mechanisch wie die Boerhave'schen, abgerechnet jedoch, daß bei ihm das blos mechanische Durchtreiben durch die Gefäßwandungen, vermittelst der Kraft des Herzens, eine große Rolle spielt. Die Ernährung geschieht dadurch, daß sich ein gallertartiger Stoff zwischen die halbgetrennten Grundtheilchen ansetzt, so wie ein Saft, der durch die Gefäßwandungen ausschwitzt und sich hier zu einem gleichen Stoffe gestaltet. Haller ist in diesem ersten Handbuche ein Vertheidiger des in diesem Jahrhundert nur allzu oft zur Sprache gekommenen Nervensaftes, glaubt aber nicht, daß er nur wässrig und schleimig sei, wie Viele angenommen hatten, weil diese Beschaffenheit der Schnelligkeit der Nervenverrichtungen nicht entspräche. Er erklärte sich gegen den vermeinten Ursprung der Nerven der Vitalorgane aus dem kleinen Gehirn, als der Anatomie widerstreitend, und beschäftigte sich überhaupt viel mit der Bekämpfung der regierenden Kraft der Seele im Sinne der Stahlianer, weil die Seele, als ein endlicher Geist, unmöglich so viele Bewegungen zugleich ohne Verwirrung besorgen könne, und die Irritabilität der festen Theile, worauf doch das ganze Leben des Körpers hinauslaufe, auch nach dem Tode noch eine Zeitlang fortdauere. In der oft von ihm und seinen Anhängern wiederholten Argumentation gegen Stahl kann man ihm aber nun freilich zur Last legen, daß er die Stahl'schen Ansichten in den Originalschriften bei weitem nicht mit der nöthigen Gründlichkeit studirt, sondern sich nur mit der Oberfläche übertriebener Behauptungen von Stahlianern begnügt hat. Auf diese Weise ist das Innerste der Stahl'schen Lehre von ihm gar nicht in Betracht gezogen, und die Entwickelung derselben, welche der Wissenschaft höchst förderlich gewesen sein würde, durch die erlangte Oberherrschaft der Irritabilitätslehre gehemmt worden, und dies ganz gewiß

zum großen Nachtheile der Pathologie und Therapie, wie das Emporkommen der spätern Schulen- und Systeme gezeigt hat. — Für die damalige Zeit war es von Vortheil, daß in dem erwähnten Handbuche der Physiologie erst die Anatomie eines jeden Theils vor der Bestimmung seiner Function angegeben wurde, eine Methode, die man in der Ausdehnung jetzt nicht mehr gut heißen möchte. Die richtige Bestimmung der Häute des Darmkanals mit den Zwischenlagen von Zellgewebe, wonach der Verlauf der Gefäße dargestellt wurde, findet sich schon in der ersten Auflage dieses Handbuches. In der zweiten (1751) ist die Bestimmung der Irritabilität schon viel genauer und umfassender. Sie ist den Muskeln, und unter diesen dem Herzen und der Muskelhaut des Darmkanals am augenscheinlichsten, eigen, die Sehnen und andere Theile des Körpers sind damit nicht versehen. Sie bleibt, wenn man auch die Nervenverbindung eines Theils mit dem Gehirn aufhebt, und ist sogar einigen Pflanzen eigen, wobei zu bemerken ist, daß er die Eigenschaften der Contractilität, die von Bordeu sehr gut auseinander gesetzt wurden, auch in seinen spätern Schriften nirgends ganz klar und genau dargestellt und oftmals Erscheinungen, die ihr angehören, entweder ganz übersehen, oder zu Gunsten der Muskelirritabilität dargestellt. Die Hauptresultate seiner anatomischen Untersuchungen legte Haller in seinen **icones anatomicae** nieder, welche 1741 mit der berühmten Abbildung des Zwerchfells begannen, und bis nach seinem Tode, im Ganzen in 8 Heften, fortgesetzt wurden. Sie gehören zu den Hauptwerken über Anatomie und werden bekanntlich noch jetzt werth gehalten.

Von den zahllosen Ehrenbezeugungen, die man dem weltberühmten Mann erwies, seinen Berufungen nach Oxford, nach Utrecht, nach Petersburg, nach Berlin, seinem Adelsdiplom von Wien (1749), seiner Mitgliedschaft an allen ausgezeichneten Akademieen, seinen Titeln u. s. w. kann hier nur ganz im Vorbeigehen die Rede sein. — Um Göttingen machte er sich

durch die Errichtung einer Entbindungsanstalt (1750) berühmt, und faßte selbst den Plan ein Universitäts-Klinikum zu errichten, scheiterte aber damit, denn man hielt diese Anstalten überhaupt erst für nothwendig, nachdem sie van Swieten in Oestreich mit so glänzendem Erfolge eingerichtet hatte. Den Plan zur Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen arbeitete er 1750 aus. Er wurde ganz genehmigt, und Haller selbst zum immerwährenden Präsidenten ernannt, so daß die erste Sitzung 1751 den 23. April stattfinden konnte. Diese Gesellschaft gelangte bald zu großem Ansehen und hat vielen Nutzen gestiftet, wie denn besonders Haller's eigne Vorlesungen wichtig geworden sind, vor Allem seine Untersuchungen über die Irritabilität, in deren Bestimmung wesentliche Vervollkommnungen bemerklich sind. Die Irritabilität ist diejenige Eigenschaft gewisser Theile des thierischen Körpers, vermittelst welcher sie sich bei einer Berührung zusammenziehen. Die Sensibilität ist mit ihr sehr nahe verwandt, unterscheidet sich aber dadurch von ihr, daß bei der Berührung nur Empfindung und keine Bewegung erfolgt. Hierüber hat er bereits an 190 Versuche an lebenden Thieren angestellt, wonach für jetzt die Sensibilität abgesprochen wurde: der Beinhaut, dem Bauchfell, den Bändern, den Einfassungen der Gelenke, der Hornhaut, den eigentlichen Eingeweiden, der harten und weichen Hirnhaut und den Sehnen, welche letztere Bestimmung besonders in der Chirurgie zur Folge hatte, daß man die Gefahr der Sehnenwunden von der Dehnung und Spannung der verwundeten Theile herleitete. Die vielfach wiederholten Erfahrungen über die Irritabilität kommen in den genannten Vorlesungen am vollständigsten zur Sprache. Irritabel sind demnach: Die Blase, der Uterus, die Muskeln, und unter diesen vorzugsweise das Herz und die Muskelhaut des Darmkanals. Abgesprochen wurde dagegen die Irritabilität: der Haut, dem Zellgewebe, den Sehnen, den Bändern, den Arterien und den Venen, wobei von der Contractilität dieser Theile

nicht weiter die Rede war. Eine große Anzahl von Physiologen beschäftigte sich in diesem Sinne mit der Sensibilität und Irritabilität, wie namentlich Zimmermann und Oeder, und das Ende davon war, daß alle diese Untersuchungen der Physiologie eine einseitige Richtung gaben und die übrige Erforschung des Organismus ganz in den Schatten stellten. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß Haller seinem berühmten Vorgänger Glisson, der den Namen „Irritabilitas" eingeführt und das Wesentliche darüber gelehrt hatte, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Haller's Inscatulationstheorie in der Generationslehre ist natürlich nur innerhalb der Gränzen der Physiologie geblieben und hat durchaus nicht einen so großen Einfluß auf andere Doctrinen gehabt, wie die Lehre von der Irritabilität.

1753 gab Haller sein letztes Werk in Göttingen heraus (**Enumeratio plantarum horti regii et agri Gottingensis**) und fühlte jetzt seine Gesundheit so geschwächt, daß er ernstlich daran dachte, in sein Vaterland zurückzukehren. Ueberdies sagte ihm die Lebensart in Göttingen noch immer nicht zu, und von Natur nicht gerade robust, hatte er sich durch seine großen Anstrengungen öftere Krankheiten zugezogen, besonders Wechselfieber von der schlechten Luft in der Nähe seines Wohnortes, der an einem morastigen Graben gelegen war. Einmal überstand er sogar ein schweres Nervenfieber und nahm zuletzt so ab, daß ihn auch selbst der Schlaf verließ. In Familienangelegenheiten reiste er im März 1753 nach Bern, und hier ehrte man ihn durch Uebertragung der Stelle des Ammans, der vierten in der Republik. Er nahm hierauf seinen Abschied von der Hannöverschen Regierung, indem er nur die Präsidentenstelle der Göttinger Gesellschaft beibehielt. In seinem neuen politischen Wirkungskreise war er seinem Vaterlande oft von großem Nutzen. Er machte oftmals Reisen nach verschiedenen Kantonen, in Auftrag der Regierung, und jedesmal kehrte er mit neuer Ausbeute für die Naturwissenschaften zurück. Bald

fand sich seine alte Kraft wieder, und er ergab sich dann fortwährend seiner gelehrten Beschäftigung. Glänzende Anerbietungen konnten ihn nun nicht mehr bewegen, seine glückliche Lage in Bern mit andern Verhältnissen zu vertauschen, und er widmete sich hauptsächlich der Bearbeitung großer Werke, von denen die Elementa (der erste Band erschien 1757) das wichtigste und unsterblichste sind. Sie haben für die neuere Zeit die Bedeutung wie Galen's Werk de usu partium für das Alterthum.

Seit 1773 verschlimmerte sich sein Zustand mehr und mehr, und seine letzten beiden Lebensjahre mußte er einer anhaltenden Schlaflosigkeit wegen selbst zum Opium seine Zuflucht nehmen, dem er seine längere Erhaltung zu danken versicherte. Sein Gedächtniß wurde durch den Gebrauch desselben nicht beeinträchtigt, und er arbeitete bis kurze Zeit vor seinem Tode mit der gewohnten Leichtigkeit. Er starb am 12. Decbr. 1777 sanft und bei vollkommenem Bewußtsein.

Haller war dreimal verheirathet und hatte 4 Söhne und 4 Töchter. Seine dritte Frau überlebte ihn, und sein ältester Sohn hat sich durch botanische und historische Arbeiten bekannt gemacht. Auf keinen Naturforscher der neueren Zeit paßt vielleicht Plutarch's Ausspruch über Aristoteles besser, als auf Haller: „neque coelo neque terra, neque mari quidquam relinquere voluit incognitum, indole praeterea mirabili, ut ad singula natum praecipue dicas."

Das Leben des Herrn von Haller, von J. G. Zimmermann. Zürich, 1755. 8.

Époques raisonnées sur la vie d'Albert de Haller. Leipzig 1778. 8.

Éloge historique d'Albert de Haller. Basle. 1778. 8.

Albert de Haller, Opera anatomica minora. Tomi III. Lausann. 1762—68. 4. — Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1732. 8. — Opuscula pathologica. Lausann. 1755. 8. — Oratio subitanea, quod veteres eruditione modernos antecellant. Bern

1734. 4. — Vom Nachtheile des Witzes. Bern 1734. 8. — Vom Nutzen der Demuth. Bern 1734. 8. — De methodo studii botanici. Gotting. 1736. 4. — De veronicis alpinis programmata duo. Gotting. 1737. 4. — De pedicularibus helveticis. Gotting. 1737. 4. — Hermanni Boerhave praelectiones cum notis Halleri. Tomi VI. Gotting. 1739—44. 8. — Observationes myologicae. Gotting. 1742. 4. — Enumeratio methodica stirpium helveticarum. Gotting. 1742. fol. — Icones anatomicae. 8. fasc. Gotting. 1743—82. fol. — Enumeratio plantarum horti Gotting. 1743. 8. — Hermanni Boerhave Consultationes medicae, variis accessionibus auctae. Gotting. 1744. 8. — Foetus cerebro destitutus. Gotting. 1745. 4. — Hermanni Boerhave, de morbis oculorum praelectiones. Gotting. 1746. 8. — Disputationum anatomicarum selectarum Tomi VII. Gotting. 1746—52. 4. — Primae lineae physiologiae. Gotting. 1747. 8. — Opuscula botanica recensa, aucta. Gotting. 1749. 8. — De Gibbo. Gotting. 1749 4. — A short narrative of the Kings journey to Gotting. 1749. 8. — Hermanni Boerhave Methodus studii medici, cum amplissimis auctariis. Amstelodami 1751. 4. — Opuscula anatomica de respiratione et monstris aucta. Gotting. 1751. 8. — Lettre à Mr. de Maupertuis avec sa reponse. Gotting. 1751. 4. — Enumeratio plantarum horti regii Gottingensis. Gotting. 1753. 8. — Collectio disputationum chirurgicarum selectiorum. Lausann. 1755. 4. — Sammlung kleiner Schriften. Bern 1756. 8. — Disputationum practicarum Vol. VII. Lausann. 1756—59. 4. — Elementa physiologiae corporis humani Tomi VIII. Lausann. 1757—66. — Deux mémoires sur la formation des os. Lausann. 1758. 12. — Expériences sur les parties sensibles et irritables. Vol. II. Lausann. 1759. 12. — Enumeratio stirpium, quae in helvetia rariores proveniunt. Lausann. 1760. 8. — Adversus A. de Haen, Difficultates vindiciae. Lausann. 1761. 8. — Historia stirpium helveticarum inchoata. Vol. III. Bern 1768. 8. — Nomenclator stirpium helvetiae indigenarum. Bern 1768. 8. — Artis medicae principes, Hippocrates, Aretaeus, Alexander etc. Lausann. 1768—74. IX. Vol. 8. — Usong, eine morgenländische Geschichte. Bern 1771. 8. — Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Bern 1772. 8. — Kleine deutsche Schriften. 3 Theile. Götting. 1772. 8. — Alfred, König der Angelsachsen. Bern 1773. 8. — Additamenta et praefatio ad J. Scheuchzeri Agrostographiam. Tiguri. 1774. 4. — Fabius und Cato. Bern 1774. 8. — Bibliotheca anatomica. Vol. II. Tiguri 1774—77. 4. — Bibliotheca chirurgica. Vol. II. Basil. 1774—75. 4. — Bibliotheca medicinae practicae. Vol. IV. Basil. 1776—87. 4. —

Briefe zur Vertheidigung der Offenbarung. 3 Theile. Bern 1775—77. 8. — De functionibus corporis humani praecipuarum partium. Vol. IV. Bern 1777—78. 8.

Außer diesen Werken enthalten die damaligen Zeitschriften eine große Menge, zum Theil wichtiger Abhandlungen von Haller, namentlich das Commertium noricum, die Commentarii societatis Gottingensis, die histoire de l'Académie des sciences de Paris, die Philosophical Transactions, die Acta societatis helveticae, das nouveau magazin français u. m. a. — (Aus dem encyclopäd. Wörterbuche der medic. Wissenschaften. Berlin 1837. Bd. 15.)

Casanova's Besuch bei Haller.

Wenn es überhaupt eine ausgemachte Sache ist, daß man den gründlichen Arzt nur auf einen wahrhaft gebildeten Menschen pflanzen kann, so gehört zu einem fürstlichen Leibarzt auch noch eine feine Urbanität, wenn er seiner Stellung ganz entsprechen soll. Alle große Aerzte waren Männer, welche hohen Sinn für Kunst und schöne Wissenschaften besaßen. Da der Arzt ein Künstler ist, so darf ihm ja der Künstlersinn nicht fehlen. Denn ohne diesen Sinn wird er die Innerlichkeit der Natur und des Lebens nicht erfassen.

Wanderbüchlein, Kelle, Kleister,
Machen drum noch keinen Meister.

So war Haller, die Zierde deutscher Aerzte, ein eben so vielseitig gebildeter als liebenswürdiger Geist. Wer verehrt in ihm nicht den Arzt, den Geschichtskenner, den Dichter, den Menschen, den Bürger? Lassen wir den großen Abentheurer Casanova, einen in so vielfacher Beziehung höchst ungewöhnlichen Menschen, sprechen *):

„Mein Empfehlungsschreiben an Haller stellte mich einem Manne von hohem Wuchs gegenüber, dessen Physiognomie den vollen Eindruck der Schönheit gab. Was die Gastfreundschaft nur zu bieten pflegt, gewährte mir dieser große Gelehrte. So

*) Dessen Memoiren, Urania 1822.

oft ich eine Frage an ihn that, schloß er mir einen wissenschaftlichen Reichthum mit einer Bestimmtheit auf, die Bewunderung verdiente. Dieß geschah auf eine so bescheidene Weise, daß ein Mensch wie ich sie leicht hätte übertrieben finden können." Und: „Seine Sitten zeichneten sich durch seltene Lauterkeit aus. „„Das beste Mittel, Anderen Lehren zu geben, ist durch eigenes Beispiel ihre Tüchtigkeit zu erhärten,"" sagte er mir." Und — „Haller's Tafel fand ich reich besetzt, ihn selbst aber mäßig. Sein einziges Getränk war Wasser, erst beim Nachtisch nahm er ein kleines Glas Liqueur zu sich, welches er in ein größeres mit Wasser goß."

„Von Boerhave, dessen Lieblingsschüler er gewesen, erzählte er mir viel. Er hielt ihn nach Hippokrates für den größten Arzt und stellte ihn als Chirurg über diesen und über alle, die später gelebt. Das veranlaßte mich zu fragen, weshalb Boerhave selbst kein hohes Alter habe erreichen können. „Quia contra vim mortis nullum est medicamen in hortis," erhielt ich zur Antwort." — Wenn wir hier den großen Naturforscher, den höchst erudirten Arzt als den liebenswürdigsten bescheidensten Mann im Umgange kennen lernen, so mag uns sein Wahlspruch:

In's innere Heiligthum der Natur
Dringt kein erschaffner Geist.

eben so wenig befremden, als daß er von seinem Lehrer, dem großen Boerhave, dessen Wahlspruch war:

„Simplex sigillum veri,"

mit so vieler gerechter Begeisterung sprach.

Dupuytren.

Skizzirt von Prof. Dieffenbach in Berlin*).

Einer der größten Männer, Dupuytren, ist nicht mehr unter den Lebenden. Der Tod hat ihn, den ich noch vor wenig Monaten in Paris sah, viel zu früh dahingerafft. Sein Verlust ist unersetzlich. Dupuytren war nicht einer der größten Chirurgen neuerer Zeit, sondern der größte, welcher je gelebt hat, nicht blos in Frankreich, sondern in der ganzen Welt; nicht bloß in einem Zweige der chirurgischen Heilkunde, sondern in allen ihren Zweigen. Er hat mit der Wissenschaft gelebt, — er ist mit der Wissenschaft gestorben! Am Ende des letzten Sommers kehrte er viel kränker von einer Reise, welche er zu seiner Genesung gemacht hatte, nach Paris zurück. Ich machte meinem großen Lehrer einen Besuch. Da saß der Mann, welcher mich früher durch die Blitze seines Geistes, durch den Zauber seiner Sprache, durch das Erkennen der im Körper unsichtbar verborgenen Krankheit, durch die Bewegungen der Hand, welche mit dem blanken scharfen Griffel, mit dem eigenen Blute des Leidenden das letzte heilbringende Recept schrieb, wie ein sterbender Held fast regungslos im Lehnstuhl. Aber dennoch war seine erste Frage: Qu'est-ce qu'il-y-a de nouveau dans la science? — Ich fand ihn sehr verändert; das edle, geistvolle, schöne Gesicht war jetzt bleich und aufgedunsen; in den Augen lag der Ausdruck des tiefsten Leidens; der Blick war immer lange nach einem Punkte hin gerichtet. Der früher

---

*) In der Berlinischen Zeitung. März 1835.

schöne, kräftige, männliche Körper von mittlerer Größe war aufgeschwemmt; der Puls hart, schnell und rasch; das Herz schlug dumpf, voll, genirt und gereizt. Er schien an einer Herzkrankheit zu leiden. Der ganze Mensch, wie er dasaß, war unverkennbar dem sterbenden Napoleon auf St. Helena ähnlich. — Nach einer Viertelstunde schied ich bewegt von dem Manne, der nicht durch Bücher, aber durch das freie Wort der Rede und durch Handlungen in jedem Ort der ganzen Welt allen Aerzten so bekannt geworden ist, als wäre er überall geboren und ein Einheimischer. Vom größten jetzt lebenden Meister in der Heilkunde, bis zum kleinsten ihrer Diener herab, hat ihn jeder Arzt auf der ganzen Welt gekannt, und jeder weiß etwas Gutes von ihm, und sollte es auch nur sein Verband beim Bruch des Wadenbeins sein. Weit über Europa hinaus ist sein Ruf geflogen, und jeder Sibirische, Afrikanische, Amerikanische, Australische Arzt, jeder Arzt aller Schiffe, aller Flaggen und aller Meere kennt ihn, denn ihn nicht kennen, hieße nicht zur Facultät gehören. Um ihn müßten alle Aerzte der Welt wenigstens einen Tag Trauer anlegen! Wie Larrey das Kaiserreich als Arzt mit seinem Absolutismus auf blutigen Schlachtfeldern repräsentirte, als großartigster Helfer in der Noth tausend Verwundeter, so erscheint Dupuytren dagegen als Repräsentant der Wissenschaft im Frieden auf dem Lehrstuhl, am Krankenbette; jener — groß durch die Zeit; dieser machte die Zeit groß durch sich als Lehrer und Führer der Jugend. So wie Larrey aber noch von seinen Feinden geliebt wird, so wurde Dupuytren noch von seinen Freunden gehaßt. Wenig Menschen hat ein so hartes Schicksal des fast allgemeinen Hasses aller seiner Kunstgenossen getroffen, als Dupuytren! Wer in seiner Nähe, d. h. in Paris lebte, war sein Feind, und seine begeisterten Schüler verwandelten sich in Feinde, wenn sie seine Collegen wurden. Indeß vor Allen hat der vortreffliche Sanson unverbrüchlich an ihm bis zuletzt gehangen. Aber die tausend Feinde, welche seinen Charakter in vielfacher Beziehung angriffen, waren

unerschöpflich in begeisterter Bewunderung der Talente des außerordentlichen Mannes. Ich habe mich bemüht, die Ursache des Hasses der Collegen gegen Dupuytren zu erforschen, aber keineswegs ist mir dieselbe klar geworden. Wurde ihm Hochmuth, Eigennutz, Heuchelei u. s. w. vorgeworfen, so besaß er diese Eigenschaften gewiß in keinem höhern Grade, als Männer von viel geringeren Fähigkeiten, welche für ganz gute Menschen gehalten wurden. Aber Dupuytren's Fehler traten wohl deshalb um so greller hervor, weil er so große Eigenschaften besaß. Auf einem weißen glänzenden Gewande wird der kleinste Flecken sogleich sichtbar, aber auf einem aschfarbenen treten alle Flecken, sie seien schwarz, blau oder grün, wenig hervor. Die Klagen über schwere Schuld der Eifersucht auf jüngere aufstrebende Gemüther, oder auf ältere verdienstvolle Collegen, sind gewiß nur zu gerecht, und er wählte oft nicht die besten Mittel, seine Zwecke zu erreichen. So verhinderte er eine geraume Zeit die weitere Beförderung eines jüngeren berühmten Chirurgen, des ausgezeichneten Lisfranc, allein dadurch, daß er ihn der vorgesetzten Behörde als einen verdienstvollen Greis schilderte, welcher nicht lange mehr leben würde. Doch Alles, was ihm nachgeredet wurde, schmälerte seine Verdienste nicht. Klatschereien, in denen die gewöhnlichen Menschen eigentlich nur leben, sind für nichts zu achten, und sie laufen auch am Ende auf nichts hinaus. Die Habsucht und der Geiz, welche man ihm vorwirft, und wovon er nicht ganz freizusprechen war, haben ihn in wenig Jahren zum Millionair gemacht, und Börsenspekulationen ihm hierbei vortrefflich secundirt. Zu klug war er aber, um Summen in Cortesbons anzulegen und sie dadurch zu verlieren. Seine Bereitwilligkeit, sich selbst zu entfernten Kranken zu begeben, entsprang gewiß nicht, wie man ihm oft nachredete, aus der Gier nach Gewinn, sondern aus der Liebe zur Kunst. Aber in Einem, was ihm seine Landsleute am wenigsten vorwerfen, kann man ihm nicht ganz das Wort reden, d. i. in der Härte seines Gemüths, welche bisweilen an eine Art

von Grausamkeit gränzte. Er entbehrte der gemüthlichen Verhältnisse, welche das Leben verschönern, nicht weil sie ihn nicht suchten, sondern er suchte sie nicht, weil er ihrer nicht bedurfte. Er war sich selbst genug und blickte stolz herab auf Alles, was ihn umgab. Keiner seiner Feinde konnte sich rühmen, von ihm je eine Erwiederung auf ihre Angriffe erfahren zu haben. Wollte er aber gefallen, so bezauberte er Jeden, der in seinen Kreis kam, durch hinreißende Liebenswürdigkeit. Die Formen seines Umgangs waren die schönsten und edelsten, gleich hinreißend für die vornehme Welt, als anziehend für den Mittelstand und verständlich für die geringe Klasse. Er schien zur höchsten Stufe für die Wissenschaft geboren zu sein, und er war in ihr eine Art von Herrscher. Aber er herrschte allein durch die hohe Wissenschaft, weil er sie beherrschte. Seine Macht lag nicht im geringsten darin, daß er Chef des Hôtel-Dieu, daß er Membre de l'Institut de France u. s. w. war, alle diese Würden waren nur Kleider für ihn, und er blieb Dupuytren, auch wenn man ihm dieselben ausgezogen hätte. — Die Huldigungen der Menschen empfing Dupuytren als einen nothwendigen Tribut seiner Talente. Wo er als Arzt erschien, fühlte sich der Kranke schon halb genesen, und die Härte, welche er bisweilen aus einer Art von Laune gegen ihn ausübte, verringerte das Vertrauen zu ihm nicht im mindesten. Wessen Krankheit eine chirurgische Operation nothwendig machte, der pries sich glücklich, daß Dupuytren sie unternehmen wollte, denn dann hielt er sich für geheilt. Die Wissenschaft der Chirurgie hat in Dupuytren in neuerer Zeit die größte Höhe erreicht; er ist als Vater derselben zu betrachten. Eine neue reine Lehre, auf Natur der Krankheit, auf Physiologie, auf pathologische Anatomie und Anatomie des gesunden Körpers basirt, hat er gegründet. Wo sind die dicken Bände, in denen dies Alles geschrieben steht? Er hat keine geschrieben. Einzelnes haben seine Schüler verzeichnet, aber seine Lehre lebt in vielen Tausenden aller Nationen, welchen die große Ehre wurde,

sich seine Schüler zu nennen, und die immer stolz darauf sein werden, sich so nennen zu können, — wie Krieger, welche irgend ein Held anführte, noch am Abende ihres Lebens in jugendliche Aufregung gerathen, wenn dessen Name genannt wird, und dann sagen: Er war mein Feldherr!

Betrat Dupuytren Frühmorgens das Hôtel-Dieu, so tönte es murmelnd durch alle Gänge und Säle: il arrive! il vient! il est arrivé! Er findet den langen Krankensaal, in dem er den ersten ärztlichen Umgang heute hält, mit vielen Hunderten von Zuhörern angefüllt. Er ist in unscheinbarer Morgenkleidung; es stellen sich die dienstthuenden Eleven mit ihren weißen Schürzen in einen Halbkreis, er ruft ihre Namen auf und tritt an das erste Krankenbett, an das zweite, an das dritte — nichts von Bedeutung. Der vierte ist ein wichtiger Patient: er fragt, er forscht, er sieht — und jetzt erhebt er seine Rede und erklärt die Wichtigkeit des Uebels auf eine Weise, daß jeder Hörer von Sache und Form ergriffen wird. Er geht weiter und immer weiter zwischen der unabsehbaren Doppelreihe der weißen Gardinenbetten entlang, zwischen zwei Fronten von kranken Gesichtern, und bei dem Kränkesten macht er Halt, um die Stimme zur Belehrung für die Zuhörer, zur Anordnung für die Gehülfen und zum Troste und zur Beruhigung für den Kranken zu erheben. Er geht wieder weiter; die Dienstthuenden umgeben ihn dicht wie Adjutanten, und wohin er tritt, weichen die Colonnen der lernbegierigen Zuhörer auseinander, daß er frei hintreten könne, und plötzlich ändert er seine Route und dorthin, wo der Haufen am dicksten ist, wendet er seine Schritte und seine Augenblitze. Sie stäuben auseinander, und links und rechts genießen ihn nun die Blicke der Kranken in ihren Betten, und ihre Herzen klopfen alle, denn ein jeder denkt: heut wird er deinen Puls fühlen, heut wird er dir etwas verordnen! und Andere, mit innerer Freude und Leben: wird er mich heut die Gnade des Messers fühlen lassen, oder die Erquickung der Feuermora? u. s. w. Er bleibt aber immer

noch stumm und begnadigt nur hie und da durch Blicke. Er schreitet weiter, auf dem glatten, getäfelten, steinernen Boden, von seiner Umgebung wie von einer Staubwolke umhüllt, welche immer Schritt für Schritt zurückweichend, nur einen kleinen freien Raum um ihn läßt. Aber nicht Alles kann weichen; zu beiden Seiten bleibt sie zurück, indeß Andre weiter vorn feste Positionen fassen und bei den Betten der Schwerkranken sich verschanzen, um, wenn Er anlangt, zu sehen und zu hören. Aber eitle Täuschung! er tritt an ein andres Bett, und die Irregeführten werden nun die letzten und müssen dem großen Haufen nachziehen, bis ein günstiges Ungefähr oder ihr strategisches Talent sie wieder voranbringt. Sein Vortrag gewinnt nun immer mehr an Umfang und Lebendigkeit; er spricht warm und blühend, er scherzt mit einem Kranken, er weiß dem Sterbenden noch die Ueberzeugung einer baldigen Genesung und dadurch Ruhe zu geben, dem unglücklichen Selbstmörder das Thörichte und Strafbare seines Unternehmens mit den eindringlichsten Farben zu schildern, wodurch er für immer von seinem Wahn geheilt ist. Es wird Dupuytren ein neuer Kranker in einem andern Bette gezeigt; er tritt an ihn hinan, er fragt, er untersucht, er erkennt ein dunkles verborgenes Uebel; der Patient ist hingerissen von seiner Leutseligkeit; heftige Schmerzen ziehen bei der Untersuchung durch ihn hin, und — von dämonischer Leidenschaft ergriffen, gießt er die ganze Fluth seines Zornes über ihn aus, daß Kranker und Zuhörer von gleichem Schrecken ergriffen werden; diese — weil sie nicht so viel Rauhheit bei solchem Glanze erwarteten, jener aber — weil Dupuytrens Unwille die höchste Strafe ist. Waren nun sämmtliche Krankensäle durchgangen, die Verordnungen für den Tag besorgt, die nöthigen Verbände angelegt, die Untersuchungen neu angekommener Patienten vorgenommen, die kleineren Operationen, als: Oeffnungen von Geschwüren u. s. w. gemacht, so begab er sich in den großen Hörsal, oder Amphitheater des Hôtel Dieu. Ein unmäßig großes Auditorium mit bis zur Decke terassenartig

aufsteigenden Sitzbänken für viele Hundert Zuhörer. Hier hielt er seine eigentlichen klinischen Vorträge; von einzelnen Krankheitsformen, welche die Zuhörer so eben gesehen hatten, ausgehend, verbreitete er sich mit blühender Beredtsamkeit über das Ganze der Wissenschaft und dies mit einer Klarheit, Wahrheit und Gründlichkeit, daß der, welcher oben bei jenem cholerischen Anfalle etwas gegen ihn abgekühlt war, schnell Alles vergaß und von neuer Bewunderung hingerissen wurde. Die Augen aller der Hunderte waren starr auf den Mann geheftet, der es verstand, die lebendige, bewegliche französische Jugend wie eingewurzelt dasitzen zu machen. Nicht das leiseste Geräusch ward gehört, und nur bisweilen der Ton des Griffels eines Zöglings vernommen, welcher sich etwas besonders Wichtiges anmerkte. In dieser Stunde pflegte Dupuytren auch alle größeren chirurgischen Operationen zu machen. Es giebt Leute, denen dieser große Mann als einer der fertigsten chirurgischen Schneidekünstler erscheint, welche mit Entzücken davon sprechen, mit welcher unnachahmlichen Fertigkeit er in ihrem Beisein in so und so viel Minuten, oder gar Secunden, ein Auge exstirpirt, einen Arm ausgelöst, oder ein Bein amputirt habe. Diese haben den Mann nicht verstanden, und sie sind denen gleichzustellen, welche etwa sagten: Dupuytren schreibt eine ganz vortreffliche Hand und so geschwind als man spricht; oder: er liest sehr schön vor und außerordentlich schnell, daß man es kaum versteht. Dupuytren war deshalb ein vortrefflicher Chirurg, weil er alle Zweige der Heilkunde kannte. Er war keine lebende Bibliothek, kein umherwandelnder Nachdruck vieler guten und mittelmäßigen Bücher, sondern ein echtes, eigenes Originalmanuscript. In jedem Zweige des ärztlichen Wissens hätte er ein klassisches Werk liefern können. So war denn diesem Manne das Messer und die Gewandtheit in der Führung desselben eine kleine Zugabe zu seinen übrigen Vollkommenheiten. Vollzog er eine chirurgische Operation, so waren seine Ruhe und Gewandtheit Bewunderung erregend; weder das Geschrei

der Kranken, noch die furchtbarste Blutung, noch die außerordentlichsten und unerwartetsten Hindernisse brachten irgend eine Störung, irgend einen Aufenthalt in der Operation, oder auch nur eine kleine Veränderung in der Miene bei ihm hervor. Ein begonnener Operationsplan wurde augenblicklich nach den Umständen verändert, und die größten Schwierigkeiten mit einer Leichtigkeit überwunden, als wären sie gar nicht vorhanden gewesen. Ich habe Dupuytren so viele chirurgische Operationen machen sehen, daß ich sie nicht mehr nennen kann, aber keine einzige, gegen deren Ausführung ich die geringste Einwendung machen könnte. Seine Operationsmethoden nehmen überall den ersten Platz in der Chirurgie ein und sichern ihm die Unsterblichkeit in der Wissenschaft. — Politische Grundsätze hatte Dupuytren keine. Er hing dem Gouvernement an, von dem er sich die meisten Vortheile versprach; und in Glaubenssachen sahen wir ihn bald unter den Frömmlern mit dem Gebetbüchlein in der Tasche, bald unter den Freigeistern, bald im juste milieu. Zum Mittelgut gehörte er aber am wenigsten; seiner innersten Natur nach wohl am meisten zu den zweiten. — Baron Wilhelm Dupuytren ward den 3. October 1777 zu Pierre Buffière geboren. In Paris besuchte er das Collège-Marché. 17 Jahr alt wurde er Prosector an der Ecole de santé, 1801 Direktor des anatomischen Theaters dieser Anstalt, 1802 zweiter Wundarzt am Hôtel-Dieu, 1812 Professeur à la Faculté, 1818 Chirurgien en chef de l'Hôtel-Dieu. Außer diesen Stellen, Würden und Ehren hat er noch viele andere gehabt, welche zu nennen hier überflüssig sein dürfte.

Ein Ferienbesuch Dupuytren's im Hôtel-Dieu *).

Unter den fremden Aerzten und Studierenden zu Paris war es allgemein bekannt, daß man während der großen Ferien das Hôtel-Dieu besuchen müßte, um die reiche Erndte des Wissenswürdigen in den Worten und Thaten Dupuytren's ganz einsammeln zu können. Im Laufe des Semesters gab es wenig Aussicht dazu. Wenn in der That wir uns auch so weit überwunden hatten, um im Winter, bei dem Nebel und dem Kothe in den Straßen, mit dem Schlage sechs an Ort und Stelle zu sein, dem Schlage, mit dem Dupuytren eintrat, dem Schlage sechs, der für die chirurgische Bevölkerung des Hôtel-Dieu das war, was der erste Kanonenschlag für zwei schlachtfertig sich gegenüberstehende Heere, ein Signal zum thätigen Erwachen für Alle, für den Thürsteher wie für den ersten Internen, für den Reconvalescenten, der nur auf die Unterschrift des Chirurgien-en-chef wartete, um sein Bündel zu schnüren, wie für den Sterbenden, den bei diesem Schlage ein letztes Leben durchströmte, wenn wir auch, sage ich, diesen Schlag von der Uhr des Hôtel-Dieu schlagen hörten, so verließen wir doch oft nach stundenlangem Umherwandern im zahlreichsten Gefolge, das wohl je einen öffentlichen Lehrer umgeben

*) Aus Dr. Philipp's Miscellen aus Paris in Casper's Wochenschrift 1837.

hat, unbefriedigt und mißmuthig das Hospital, ohne von den Worten, die Dupuytren, im Bewußtsein ihrer Kostbarkeit, so sparsam am Krankenbette fallen ließ, auch nur Eins vernommen zu haben, geschweige denn, daß es uns vergönnt gewesen wäre, dem Wirken seiner seegensreichen Hand in der Nähe zuzuschauen. — Mit den Vorträgen, öffentlichen Rathertheilungen und Operationen im Amphitheater sah es nicht besser aus. Wie früh man auch kam, immer waren die ersten, besten Plätze schon vergriffen, schon als occupirt bezeichnet; von Seiten der Franzosen durch eine Schreibemappe oder einen Hut, von Seiten der Engländer und Amerikaner durch einen gelben Glacéehandschuh, von Seiten der Deutschen endlich durch ein Taschentuch, das nicht immer allzusehr für die Liebe der Nation zu weißer Wäsche sprach. — Ganz anders in den Ferien. Der Chirurgien-en-chef ist berechtigt, während dieser Zeit, da er doch nur die Behandlung zu leiten, nicht aber klinische Vorträge zu halten hätte, von einem zweiten oder einem dritten dirigirenden Chirurgen sich vertreten zu lassen. Dupuytren machte von dieser Freiheit nie Gebrauch. War es auch nur ein Häuflein Wißbegieriger, das jetzt am Krankenbette ihn umgab, starrten im Amphitheater ihm auch jetzt leere Bänke entgegen, nichtsdestoweniger kam er; aber er kam um eine Stunde später. Erst um sieben Uhr brach jetzt der Tag für's Hôtel-Dieu an.

In dieser Beziehung schon, aber auch in allen andern, hatten die gewonnen, die auch jetzt ihm treu geblieben waren. Frei stand der Zutritt zu den Betten, keine Bewegung des Meisters, keines seiner Worte ging verloren; und dieses war doppelt viel werth; denn mochte es sein, daß die Beharrlichkeit und Ausdauer derer, die auch während der Ferienzeit sein Gefolge bildeten, ihm zu Herzen ging, oder daß das nähere Beisammensein ihm gegen seinen Willen eine gewiße Gütigkeit entlockte, genug es hatte in dieser Zeit der strenge Ernst seines Wesens sich in etwas gemildert, und seltner waren jene Ausbrüche von verhaltenem Grimme, jene Zornesflammen, die so

oft verheerend und versengend über Untergebene und Kranke einbrachen. — Hielt er auch zu dieser Zeit keine regelmäßigen Vorträge, so verweilte er doch desto länger am Krankenbette, wobei wir wahrlich nichts verloren, so waren doch die öffentlichen Consultationen um so gründlicher, und im Amphitheater war es uns verstattet, dicht um ihn herum zu sitzen, da wo sonst nur das Personal des Hauses Platz nehmen durfte.

An einem Morgen, während der großen Vacanzen des Jahres 1832, standen wir so, meistens Fremde und in geringer Zahl, in der Vorhalle des Hôtel-Dieu, der Ankunft des Lehrers harrend. Die In- und Externen, hier ebenfalls zum Empfange ihres Chef's aufgestellt, schienen mit Lebendigkeit über einen sie sehr interessirenden Gegenstand sich zu unterhalten, und nicht ganz einig; selbst Maître Josèphe, der Kammerdiener Dupuytren's für das Hôtel-Dieu, der ihm beständig mit Becken und Gießkanne folgte, und seine Toilette bei Operationen zu besorgen hatte, der einzige, mit dem der sonst so Zurückhaltende sich zuweilen einen Scherz erlaubte, selbst Maître Josèphe schien unruhig und warf von Zeit zu Zeit forschende Blicke nach dem großen Eingange, als wollte er dadurch die Ankunft seines Herrn um etwas beschleunigen.

Dieser erschien endlich. Ohne Gruß in die Mitte seiner Untergebenen tretend, nahm er ihre Berichte schweigend und mit unverändertem Ausdruck entgegen, und achtete dabei ganz und gar nicht auf Maître Josèphe, der ihm während dessen die Schürze angelegt und jene grüne Tuchmütze auf den Kopf gesetzt hatte, die dem Hôtel-Dieu nicht geringer galt, als einst dem gesammten Europa der kleine Hut Napoléon's. Das Alles geschah in unserer Gegenwart, fast im Freien. Die Verwaltung hat kein besonderes Garderobenzimmer für die Aerzte, denn die Verwaltung datirt, wie sie jetzt ist, von den Zeiten der Republik her. — Der Zug setzte sich in Bewegung; aber statt in der gewohnten Folge die Säle zu durchschreiten, leitete ihn sein Führer sogleich nach dem Saale St. Côme, der gar

nicht mehr dem Dupuytren'schen Service angehörte. Es schien hier ein außergewöhnlich schwieriger oder interessanter Krankheitsfall die Erfahrung und das Genie des Ersten in dem Hause in Anspruch zu nehmen. — Wir machten bei einem Bette Halt, in dem ein Mann, ungefähr in den Dreißigern, regungslos wie eine Leiche, auf dem Rücken ausgestreckt lag. Sein überaus bleiches, fast durchsichtiges Antlitz trug den Ausdruck der Gleichgültigkeit, aber nicht jener Gleichgültigkeit, welche die Folge von Stumpfsinn ist, sondern einer Art erkünstelter Gleichgültigkeit, von der sich voraussehen ließ, daß sie nicht Stand halten werde, weil Schaam, tiefe bohrende Schaam durch sie hindurchblickte. Er schien von unsrer Nähe durchaus keine Notiz zu nehmen, selbst dann nicht, als wir schon das Bett umstellt hatten, und Herr Brun, der erste Interne der Station, Namen, Alter, Stand des Kranken, Stunde seiner Aufnahme, und in welchem Zustande er übernommen worden, zu verlesen angefangen. Es hätten ihn Menschen ohnmächtig liegend in der Rue de la Ferronnerie gefunden; bei näherer Untersuchung entdeckend, daß er in seinem Blute läge, wären sie auf die Idee gekommen, daß hier ein meuchlerischer Anfall Statt gefunden habe; ihre Fragen hierüber seien aber von dem Verwundeten unbeantwortet geblieben. Von einer Patrouille, der sie ihm übergeben, in das Hospital getragen, habe er in seinem hartnäckigen Stillschweigen über Alles, was seinen Unfall beträfe, verharrt. Man fände eine große Schnittwunde in der Gegend des linken Saamenstranges, über den Hoden dieser Seite sich erstreckend, aus der schwarzes, dickes Blut träufle; der rechte Hodensack, in dem kein Hode vorgefunden würde, böte eine Narbe dar. — Im Anschauen des Kranken versunken, fast unaufmerksam hatte Dupuytren diesen Bericht angehört; nur als von dem hartnäckigen Schweigen die Rede war, konnte man auf seinem Gesichte jenes ironische Zucken der Mundwinkel bemerken, das den Triumph seines Genies über die gewöhnliche Einsicht und Erfahrung zu verkünden pflegte.

Ohne auf seine Frage „avez vous fini?“ am Schlusse des Berichts die Antwort abzuwarten, schlug er mit den Worten: „si cela était arrivé à vous et à moi, nous ne repondrions pas non plus,“ Worte, deren Sinn uns Allen für's erste entging, das Deckbette vom Kranken zurück.

Das erste, was nun seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der rechte, leere Hodensack und die Narbe daran, die er genau befühlte; dann mit dem Finger in die Wunde eingehend entleerte er viele schwarze Blutcoagula, während ein Gehülfe mehrere kleine, spritzende Gefäße unterband; endlich brachte er mit dem Ausrufe „celui-ci s'entend bien aux chevaux“ den linken Saamenstrang zum Vorschein, der zwischen zwei Klemmhölzchen lag, in der Art, wie früher beim Verschneiden der Hengste mit dem Saamenstrang verfahren wurde. — War uns nun schon das seltsame Benehmen des Kranken ein Räthsel, so wurde das, was wir eben gesehen hatten, es noch in viel höherem Grade. Einen Castraten hätten wir vor uns, das war sicher, und zwar einen, der um die letzte Hälfte seiner Mannbarkeit in dieser Nacht erst gekommen war; aber wer wußte etwas mehr als dieser? wer von Allen besaß die Kunst, dem Kranken die Zunge zu lösen, die ein Gemisch der überwältigendsten Gefühle niederzuhalten schien?

Auf Dupuytren waren Aller Blicke gerichtet; von ihm erwartete man Licht in diesem Dunkel.

„Mein lieber, junger Freund, redete dieser nun zum Kranken, in dem sanftesten, liebevollsten Tone, fast mit Weichheit, indem er seine Hand auf der Stirn desselben ruhen ließ, ich glaube nicht, daß ihr auch mir ein so hartnäckiges Stillschweigen entgegensetzen werdet; warum solltet ihr dies auch! Ihr glaubt durch das Bekennen der Wahrheit euch zu schänden, vielleicht noch Andere zu schänden, die euch werth sind; aber, was eure Person anbetrifft, so kenne ich die Wahrheit, kenne sie in ihrem ganzen Umfange; erlaubt ihr es mir, so spreche ich an eurer Statt. Eure sträfliche Leidenschaft hat euch, vor

nicht gar zu langer Zeit, dieses kostbaren Theils eures Körpers (hier wies er auf den rechten, leeren Hodensack) verlustig werden lassen; vielleicht hat man euch schon damals mit dem Verluste dieses andern für den Wiederbetretungsfall gedroht; ihr Unglücklicher habt euch nichtsdestoweniger von eurer Leidenschaft hinreißen lassen. Die aber, die euch verstümmelten, wissen mit Pferden Bescheid, das ist sicher." — Thränen der Verzweiflung entstürzten bei diesen Worten dem Angeredeten. Der Eingebung einer wilden Wuth gehorchend, suchte er auf gewaltsame Weise dem Verbande sich zu entziehen, den man ihm anzulegen im Begriffe stand. Aber in diesen Thränen, in diesem Wuthanfalle trat die Gewißheit dessen, was Dupuytren geahndet hatte, klarer hervor, als es durch Worte hätte geschehen können. „Voila maintenant l'affaire de Mr. le procureur du Roi," rief jetzt der Professor und verließ das Bett, nachdem er die nöthigen Befehle zur Bewachung des Kranken gegeben hatte, weil dieser gewiß Versuche auf sein Leben machen würde. — Die gerichtliche Untersuchung, die diesem so großes Aufsehen verursachenden Vorfall folgte, bestätigte die Richtigkeit der Dupuytren'schen Vermuthung in allen Punkten. Der Unglückliche, von Liebe für die Frau eines Pferdeverleihers entbrannt, sah endlich die Stunde nahen, in der Erhörung seinen Wünschen werden sollte. Aber das Geheimniß wurde dem Manne verrathen, der, mit mehrern Helfershelfern dem Liebhaber auflauernd, ihm einen Hoden nahm, mit dem Bedeuten, daß gleiches Schicksal dem zweiten bevorstände im Falle der Wiederbetretung. Dieses geschah etwa 18 Monate vor der in Rede stehenden zweiten Verstümmelung, die eine Wirkung derselben Ursache war, welche auch die erste veranlaßt hatte.

Ein ganzes Jahr lang habe ich die Dupuytren'sche Klinik besucht, kein Tag verging, daß mir nicht Gelegenheit geworden wäre, die Macht seines Genius in irgend einer Beziehung anzustaunen, nie aber war ich mehr davon durchdrungen und hingerissen, als an jenem Morgen. Und als er nun, nach

geendigter Visite, mehr im zutraulichen als im docirenden Tone zu uns über die Wirkungen sprach, die nicht allein Verstümmelungen der Art, sondern selbst schon bloße Verwundungen der Zeugungsorgane auf die Gemüthsstimmung der Kranken ausüben, als er, das unermeßliche Arsenal seiner Erfahrung aufthuend, immer mehr und mehr interessante Beispiele und Belege vorführte, mit dem Glanze und dem Reichthume seines Wissens uns blendend, aber zugleich von Bewunderung erfüllend über die Art, wie er es zu verwenden wußte, wer hätte da nicht wünschen mögen, so fort und fort an diesem lebendigen Quell schöpfen, ihm gegenüber ewig Schüler bleiben zu können?

Wahrlich manche Andere mögen an Wissen und Kunst, an Fleiß und Erfindungsgabe ihm gleichgekommen sein, ihn noch übertroffen haben, aber nicht sobald wieder möchte in einem Menschen solch' ein harmonisches Beisammensein aller der Eigenschaften vorgefunden werden, die den ausgezeichneten klinischen Lehrer bedingen.

Giovanni Rasori

geb. zu Parma 1766, gest. zu Mailand den 15. April 1837.

Rasori, dessen Theorie des Kontrastimulus die Basis der modernen italienischen Medizin bildet, und dem wir die Anwendung des Tartarus emeticus in großen Dosen als Hauptmittel gegen die Phlegmasien der Brust verdanken, ist todt, und die Leser werden wohl nicht ohne Theilnahme eine biographische Notiz von ihm mit einem kritischen Blicke auf seine vorzüglichsten literarischen Produkte lesen. — Schon früh entwickelten sich seine Fähigkeiten, und der König besorgte seine Erziehung. Im 8. Jahre kannte er schon alle lebenden und todten Sprachen. Schon in früher Jugend ließ R. auch schon einen glühenden Eifer für das Studium der Medizin blicken, so daß seine Gefährten ihn scherzweise eine lebende Enzyklopädie nannten. Er studirte Medizin in Florenz. Im 19. Jahre erlangte er an der Universität zu Pisa das Doctordiplom, nachdem er in seiner Inauguraldissertation „über die neusten Ideen in der Medizin" Ansichten entwickelt hatte, die seinen Examinatoren selbst zum Theil noch unbekannt waren. Da der chirurgische Lehrstuhl an der dortigen Universität zur damaligen Zeit nur unvollkommen besetzt war, so ward R., erst 20 Jahr alt, erwählt, die berühmtesten Universitäten zur Erweiterung seiner chirurgischen Kenntnisse zu besuchen, um nachher zum Professor der Chirurgie ernannt zu werden. Er

besuchte zuerst auf Kosten der Regierung Florenz, wo er Fontana's Schüler und Freund wurde, dann Pavia, wo er mit Spallanzani und Peter Frank in die innigste Verbindung trat. — 1796 ward R. zum Dekan der Universität zu Pavia, an Scarpa's Stelle, ernannt; aber nach 2 Jahren ward er, da er sich mit ungezügelter Leidenschaft in politische Intriguen mischte, und man seine Thätigkeit und Brauchbarkeit kannte, welche die im Werden begriffene cisalpinische Republik benutzen wollte, zum Staatssecretair des Ministeriums des Innern berufen. Sein Geist fühlte sich indessen nur in Aeskulap's Tempel wohl, und er ging nach Pavia als Prof. der innern Klinik und Chef des medizinischen Direktoriums zurück. — Als die östreichisch-russische Armee Oberitalien besetzt hatte, ließ er sich zum Arzte der französischen Armee ernennen, und in Genua war es, wo er bei Gelegenheit eines dort ausbrechenden fürchterlichen Petechialfiebers zuerst öffentlich seine auf eigene Theorie begründete Behandlung anwandte. — Die östreichische Regierung, als sie die Lombardei eroberte, entsetzte R. aller seiner Stellen, und da sie außerdem noch seinen Einfluß auf die Bewohner von Mailand fürchtete, so suchte sie auf alle mögliche Weise seiner los zu werden. Er ward 1814 als angeblich Verschworener verhaftet und blieb bis 1818 Staatsgefangener. Während dieser 4 Jahre beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Herausgabe seines großen Werkes in 4 Bänden „über die Entzündungen." — Seine hauptsächlichsten literarischen Productionen sind in chronologischer Ordnung folgende:

1792. Compendio della nuova dottrina di Brown. Vol. 2. — 1793. Lettera del dottore Rasori al dottore Rubini contenente un estratto del trattato di Underwood sulle ulceri delle gambe. — 1797. Rapporto sullo stato dell' Università di Pavia, letto nella publica seduta della società d'Istruzione — 1799. Analisi del pretesto genio d'Hippocrate. — 1803. Zoonomia di Darwin, tradotta dall' inglese con aggiunte, da J. Rasori. Vol. — Storia

sulla febbre petecchiale di Genova. — 1809. Sul methodo degli studii medici. — Prospetto dei risultamenti di clinica medica dell' ospedale di Milano.

Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, Rasori eine kolossale Marmorstatue in Mailand zu errichten, und der Bildhauer Gandolfi ist mit der Verfertigung derselben beauftragt. In den Hauptstädten Italiens sind Subscriptionen deshalb eröffnet worden. — Was Rasori's System betrifft, so ist es bekanntlich nur eine Modification des Brown'schen, welches allen Medicamenten, außer dem Aderlaß, eine stimulirende Eigenschaft zuschrieb. „Tota vita, quanta est, in stimulo consistit." R. hingegen theilt alle Medicamente in 2 Klassen, in solche, welche die natürliche Vitalität der animalischen Fieber steigern (Stimulantia oder Hypersthenica), und in solche, welche diese Vitalität herabsetzen (Contrastimulantia oder Hyposthenica). Von dieser Idee ausgehend, hat R. einerseits diejenigen Krankheiten, deren Wesen in einem Uebermaß der Vitalität besteht, und andrerseits welches die eigentlichen contrastimulirenden Mittel seien, ausfindig zu machen gesucht. Bei einer entzündlichen Krankheit, der Pneumonie z. B., käme es, nach R., darauf an, die durch die stimulirende Wirkung des krankhaften Princips zu sehr gestiegene Vitalität in den Lungen herabzusetzen. Da der Tartarus stibiatus das kräftigste Kontrastimulans ist, so gab ihn R. in großen Dosen. Dasselbe ist der Fall bei äußern Entzündungen; örtliche Applicationen einer wässrigen Auflösung des Tartar. stibiatus heilen nach Mojon das Erysipilas mit überraschender Schnelligkeit. Bekannt ist übrigens, daß in der purulenten Ophthalmie zu Ancona ein Kollyrium aus 12 — 15 Gr. Tart. stib. in 1 Pfd. Wasser aufgelöst, das beste Mittel war. — Mit der Klassifizirung der übrigen Mittel in die Familie der Kontrastimulantia können wir indessen nicht übereinstimmen. Es sind alle Amara, Martialia, Kantharíden und Moschus Kontrastimulantia nach den italienischen Aerzten. — Folgendes sind die hauptsächlichsten kontrastimulirenden Mittel

nach den jetzt in Italien herrschenden Ideen: Blausäure und ihre verschiedenen Formen, Kantharіden mit ihren Präparaten, Eisen- und Antimonialpräparate, Digitalis, Squilla, Kolchikum, Kampher, Salvia, Chamille, venetianischer Terpenthin, Kopaivbalsam, Kohlensäure, Nitrum u. s. w. — Ammoniak, Aether, Alkohol, Opium, wesentliche Oele u. s. w. gehören zu den stimulirenden Mitteln. — Außer der Schrift über das Petechialfieber hat R. während seines Lebens nichts über sein System bekannt gemacht. Seine Ansichten hat er aber in einem großen Werke niedergelegt, welches man nach seinem Tode als Manuskript gefunden hat, und das, als ein Resultat seiner 40jährigen Erfahrung, jetzt in Mailand sich unter der Presse befindet.

Einer seiner vorzüglichsten Schüler unter seinen vielen Anhängern ist Tommasini, der die neuesten Werke in Bezug auf sein System geschrieben hat. Jetzt ist jedoch diese Lehre vom Kontrastimulus sehr verbreitet; ihre Schule, die sich vielseitig verzweigt und hier und dort fremde Lehren aufgenommen hat, ist im Ganzen bei weitem nicht so einseitig, sondern mit mehr Beobachtungseifer zu Werke gegangen als die Brown'sche und Erregungs-theoretische Schule.

Rasori gehörte auch zu den wärmsten Verehrern der deutschen Literatur und Poesie und lieferte mehrere ausgezeichnete Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte.

Luther und Paracelsus.

Eine Parallele

von

Dr. Häußler in Greiz *).

In welthistorischer Bedeutung steht Paracelsus tief unter Luther. Wenn dieser gegen den mächtigsten Despoten seines Jahrhunderts kämpfte, wenn er durch sein Wort den Samen zu blutigen Kämpfen ausstreute; so stritt Paracelsus von Kathedern herab gegen das Ansehen literarischer Despoten, und seine Kämpfe beschränkten sich auf das Feld der Wissenschaften. Nichts desto weniger aber sind sich beide Männer sehr ähnlich. Diese Aehnlichkeit erscheint selbst in einzelnen charakteristischen Zügen ihres äußern Lebens und ist wohl mehr das Resultat inniger Beziehungen, als eines blinden Zufalls. — Wie es Luther's Aufgabe war, die Macht des römischen Stuhles und die lange Zwingherrschaft, die St. Peters Nachfolger über die Geister ausübten, zu vernichten und dem neuen Lichte die Bahn zu brechen, so mußte auf gleiche Weise Paracelsus die Fesseln sprengen, in denen länger als ein Jahrtausend die Aerzte Europa's durch Galen's Alleinherrschaft gehalten worden waren. Beide sind daher, ein Jeder in seinem Kreise, die Begründer

---

*) Ein Exzerpt aus einem Aufsatze im mediz. Conversationsblatt 1830.

des Protestantismus. Wenn Luther in Wittenberg die päpstliche Bulle den Flammen überliefert und dadurch seinen Bruch mit Rom unheilbar macht, so verbrennt Paracelsus in seinem Lehrsale zu Basel die Schriften Galen's und Ebn Sinas und spricht dadurch unwiderruflich seine Trennung von der katholischen Lehre Galen's und der Autorität der Alten aus. Beide sind Söhne eines Volkes, Beide gereichen diesem zur Ehre, Beide begeisterte derselbe Feuereifer für ihre Sache, Beide empfanden denselben heißen Durst nach Wahrheit. Wie Luther bis an sein Ende mit regem Fleiße und seltener Ausdauer an dem arbeitete, was er für recht und gut erkannt hatte: so hat Paracelsus nicht eher aufgehört, für die Begründung seiner Schöpfung thätig zu sein, als bis ihn der Tod aus der Zeitlichkeit hinwegrief. Wie Luther mit der größten Anstrengung seines Geistes in dem Urquell unserer Religion schöpfte und dem Forschen nach Wahrheit und Belehrung die schönsten Jahre seines Lebens opferte, so hat Paracelsus durch sein ganzes Leben hindurch die Sprache der göttlichen Offenbarung, die in der höhern Natur dem Arzte gegeben ist, zu deuten und der Mit- und Nachwelt verständlich zu machen gesucht. Beide haben durch Energie und Schwung des Geistes, durch Kühnheit und Kraft des Denkens und Handelns den wieder frei gewordenen Geist in neue Sphären geleitet. Daß ihr Feuer in Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit, Eigensinn und Rechthaberei mitunter ausartete, wen kann das wundern? Der starre Widerstand, den sie fanden, mußte wohl ihre Gluth zu raschen Flammen anblasen. Beide sind sich auch darin ähnlich, daß sie sich mit erwünschtem Erfolge der deutschen Sprache in ihren Schriften und Vorträgen bedienten. Paracelsus steht zwar in dieser Hinsicht weit unter Luther, dessen Bibelübersetzung von Kraft und Würde der Sprache zeugt. In Paracelsus Schreibart vermissen wir nicht jene Entschiedenheit und Bestimmtheit, die, ein Merkmal eines kräftigeren, rücksichtsloseren Zeitalters, auch Luthers Schriften in so hohem Grade an sich tragen, und die,

insofern sie alle ausgezeichneten Geister fast ohne Ausnahme charakterisirt, uns um so weniger befremden kann, wenn wir das Jahrhundert, in dem sie lebten, richtig aufzufassen und zu deuten vermögen. Beide sind Männer eines Jahrhunderts. Die Umwälzungen, die sie hervorbrachten, waren schon lange vorbereitet. Wie sich Luther in der Kirche an die Spitze derer stellte, die den Druck und die Knechtschaft des Geistes fühlten und sich nach Licht und Freiheit sehnten, so wurde Paracelsus der Führer und Repräsentant derer, welche die Bedürfnisse und Anforderungen der Zeit erkannten und eine Umgestaltung der Heilkunde für nothwendig hielten. Wie Luther im Norden des Vaterlandes das Licht der Freiheit und des Glaubens angezündet hat, so hat Paracelsus im Süden desselben eine Flamme angefacht, die fortgebrannt und die Bahn bezeichnet hat, auf der die Wissenschaft, frei von den Banden geistiger Knechtschaft, bis in die neueste Zeit fortgewandelt ist. Beide benutzten dieselben Mittel, um ihre Zwecke zu erreichen. Wie Luther sich des religiösen Mystizismus bediente, sein Werk durchzusetzen, so trug der mystisch-religiöse Geist der Zeit dazu bei, dem Systeme des Paracelsus Freunde und Anhänger zuzuführen. Luther fand in den frommen Fürsten seiner Zeit eifrige Fürsprecher, Paracelsus in der mystischen Anlage und Denkweise der Aerzte seines Jahrhunderts die mächtigste Stütze für sein neues System. Dasselbe schmeichelte offenbar dem Geiste jenes Zeitalters, dem exzentrischen Gefühlsleben und dem speculativen Streben der Deutschen aus jener Periode. In Deutschland fand es Anbeter, im Auslande wenig Beifall, weil hier der Hebel fehlte, der dort so mächtig zu seinem Vortheile eingewirkt hatte. Beide sind nicht frei von den Mängeln ihres Jahrhunderts. Luther glaubte an Hexen, den Teufel u. s. w. Paracelsus System beweist, wie sehr er an den Vorurtheilen seiner Zeit gehangen habe. Und welcher große Mann trüge nicht daß Gepräge der Zeit, in der er gelebt hat? Luthers Werk besteht, Paracelsus Gebäude ist im Laufe der

Zeit zusammen gestürzt. Die Bibel gab der Lehre Luthers Dauer und Festigkeit. Paracelsus mangelte der feste Grundstein, dessen sein neuer Bau bedurfte. Er stürzte zusammen; aber die Steine, die der Baumeister kühn zum Ganzen gefügt hatte, sind geblieben und von spätern Baumeistern zu neuen Schöpfungen benutzt worden. Manches, was Paracelsus geschaffen, ist zu Schutt geworden, aber der Geist, der ihn beseelte, lebte fort. Wie Luther's Name einen neuen Zeitabschnitt der christlichen Kirche hervorgerufen hat, so ist und bleibt Paracelsus Name der Scheidepunkt der alten und neuen Heilkunde.

II.

Novellen und Skizzen.

Der alte Arzt*).

Er muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Aus Göthe's Faust.

Vor vielen Jahren, an einem trüben Novembertage, stand ich verdrießlich am Fenster und sah nicht ohne schmerzliche Empfindungen die glänzenden Caroſſen meiner Collegen vorbei rollen, die rings umher und in meiner Nachbarschaft ihre Kranken beſuchten, während ich, wiewohl ſeit Jahren ausübender Arzt, nur ſelten geſucht wurde. Der Kreis meiner Bekannten und Freunde, von denen ich mit Achtung und Vertrauen behandelt wurde, hatte ſich immer mehr erweitert, ich wurde viel in Geſellſchaften eingeladen und gerne geſehen, aber — die Zahl meiner Patienten mehrte ſich nicht. Oft geſchah es, daß vornehme Männer oder reiche Damen mich in eine Fenſterbrüſtung zogen und mich dort einen ganzen Abend mit der Erzählung ihrer Krankheit peinigten, während ich aber mit dem ſüßeſten aufmerkſamſten Geſicht zuhörte, um durch meine Theilnahme ihr Zutrauen zu gewinnen, ſchloſſen ſie ihre Reden: „Nicht wahr, lieber Doktor! eine recht üble Krankheit, da wird wohl kaum zu helfen ſein.“ Wollte ich alsdann tröſten,

---

*) Aus dem Novellenkranz „Leben eines Breslauer Arztes.“ Breslau 1835. Als Verf. gilt Hr. D. Strahl in Berlin.

von den großen Hülfsmitteln der Kunst, von neuen Ansichten, u. s. w. sprechen, so unterbrach man mich mit den Worten: „Ach glauben Sie nur, der Geheimerath N. N., mein Hausarzt, ist ein so vortrefflicher Mann, er hat alles Mögliche gewiß versucht, er giebt sich so viel Mühe, und da er meine Natur genau kennt, könnte ich mich um Alles nicht entschließen, einen andern Arzt zu wählen." — O schmerzliche Zeit, du liegst lange, lange hinter mir; auch ich gehöre nun zu den Auserwählten, die im Gefühle ihrer Wichtigkeit rasch durch die Straßen jagen, durch ihr Auftreten siegen, und mit ihrem Erscheinen Trost und Zuversicht in die Familien bringen, denen ein theueres Glied, von schwerer Krankheit niedergedrückt, in Todesgefahr schwebt! Aber noch heute, nachdem eine lange Reihe von Jahren über meine ersten ärztlichen Bestrebungen dahin gegangen ist, nachdem ich reichlich entschädigt bin für die Entbehrungen, den Schmerz, die Gleichgültigkeit und den Hohn, welche den Arzt bei dem Beginn seiner Laufbahn so unausbleiblich verwunden, kann ich nicht ohne die empfindlichste Bewegung an jene Zeit zurück denken, aus welcher ich hier eine kleine Skizze zeichnen will.

Ein reich gekleideter Bediente las forschend die Hausnummern in meiner Straße und schien Jemanden zu suchen. Als er sich meinem Hause genährt und das kleine Schild an der Thür gelesen hatte, nahm er, wie es schien zufriedengestellt, einen Brief aus der Tasche und trat in das Haus. So gleichgültig in meiner gegenwärtigen Stellung die Einladung zu einem vornehmen Manne mir erscheint, so wichtig war sie mir damals. Ich ging gespannt an die Thür, um zu hören, ob der Besuch dieses Glück verkündenden Boten mir gelte, denn es wohnten noch mehr Geschäftsleute im Hause. Aber nein, der Brief war wirklich an mich, und bald hatte ich ihn in meinen Händen. Ich erbrach ihn hastig, er war von einem mir befreundeten Collegen aus der Provinz, der eine schwerleidende Dame, welche in der Residenz Hülfe suchte, an meinen

ärztlichen Beistand gewiesen hatte. Die Dame war angekommen und erwartete im Hôtel de Rome meinen ersten Besuch. —

Der reich gekleidete Bediente, einige Aeußerungen meines Freundes und das von der Kranken gewählte Absteigequartier ließen mich nicht zweifeln, daß meine neue Patientin reich mit Glücksgütern gesegnet sei. Man lächle nicht über die Freude, die ich bei dieser Entdeckung empfand. Der junge Arzt hat es im Anfange seiner Praxis fast ausschließlich mit Leuten aus niedern Ständen zu thun, die seine Bemühungen oft gar nicht, immer aber nur sehr kärglich belohnen können. Dies ist indeß nicht die schlimmste Seite der eben bezeichneten Praxis. Der stete Umgang mit ungebildeten Leuten macht den Arzt gleichgültig in seinem Benehmen und ist ganz dazu geeignet, seine bessern Kräfte, die er etwa besitzt, schlummern zu lassen. Wie schmerzlich ist es für einen jungen Arzt von der gediegensten allgemeinen Bildung, mehrerer lebender Sprachen mächtig, ausgezeichnet durch gesellige Talente, mit einer blühenden Redegabe, mit der gewandtesten Tournüre begabt, kurz im Besitz aller derjenigen Mittel, wodurch er in den feinsten Gesellschaften gefallen würde, sich in einem Kreise bewegen zu müssen, in dem er nie Gelegenheit hat, seine vorzüglichsten Eigenschaften zu entfalten, und in dem er sogar gezwungen ist, sie zu verläugnen. Und endlich abgesehen von allem diesen, ist es nicht schmerzlich zu erfahren, daß Personen höherer Bildung Bedenken tragen, die Sorge für ihre Gesundheit einem Manne anzuvertrauen, dessen Bestrebungen eine Reihe von Jahren hindurch darauf gerichtet waren, ein solches Vertrauen in Anspruch nehmen zu dürfen? Der höchste Triumph des Arztes, durch eine feine Wendung eine Mißstimmung in der Familie zu beseitigen, durch eine geistreiche Auffassung des Kranken sein Vertrauen zu fesseln, durch zarte Schonung, herzliche Theilnahme und stete Bereitwilligkeit höheres Interesse zu erregen, kurz die Macht und der Einfluß seiner geistigen Persönlichkeit gehen ihm in den niedern Ständen ganz verloren, weil in diesen der Sinn für

jene feinern Beziehungen des Lebens gänzlich fehlt, und nur ausnahmsweise Gemüther angetroffen werden, bei denen eine glückliche Naturanlage ersetzt hat, was ihnen an wahrer Bildung abgeht.

Ich machte eiligst eine sehr sorgfältige Toilette und überlegte während derselben, ob es gerathner sei, meine neue Patientin sofort zu besuchen, oder noch einige Stunden zu zögern. Im letztern Falle hätte ich die Miene eines sehr beschäftigten Arztes annehmen und mit einer gewissen Suffisance auftreten müssen, was, wie Jedermann weiß, ein günstiges Vorurtheil erregt. Andererseits aber war in Erwägung zu ziehen, daß mein pünktliches Erscheinen als eine Artigkeit aufgenommen werden konnte, welche Damen auch dann noch verlangen, wenn sie alt und krank sind. Als ich meine Stellung übersah, entdeckte ich gleich, daß es gerathener höflich als beschäftigt zu erscheinen, und eilte, meiner Fremden im Hôtel de Rome aufzuwarten.

Eine elegant gekleidete Dame in vorgerückten Lebensjahren empfing mich ziemlich stolz, wiewohl ich mich als ihren muthmaßlichen Lebensretter präsentirte. Ihr Gesicht trug denjenigen gespannten Ausdruck und die fahle, unreine Farbe, die wir an Hysterischen so häufig wahrnehmen, und leider bestätigte die Krankheitsgeschichte, die sie mit einer ungemeinen Volubilität der Zunge vortrug, sehr bald meine Diagnose. Sie litt an jener vielgestalteten Nervenkrankheit, von welcher die Aerzte beinah eben soviel leiden als die Kranken selbst, weil sie, unfähig die Leiden der Letztern zu lindern, verurtheilt sind, täglich neue Lamento's mit dem ruhigsten Gesicht und mit dem immer wieder erneuerten Versprechen, Hülfe zu verschaffen, anzuhören.

Ich erkundigte mich umständlich nach der Lebensordnung meiner neuen Patientin, und sah bald, daß, wenn anders eine Besserung erfolgen solle, zunächst eine zweckmäßige Diät beobachtet werden müsse, weil meine Kranke, jedem Gelüste nachgebend, vielfach in dieser Beziehung sündigte. Ich stellte ihr daher sehr höflich vor, daß zuvörderst eine Menge von Gerichten,

die sie täglich genoß, von ihrer Speisekarte gestrichen werden müsse. Aber meine Dame wollte von einer solchen Reform ihrer Lebensweise nichts wissen und meinte sehr empfindlich, daß ihre einzige Entschädigung für so viele Leiden, die sie zu tragen habe, darin bestände, daß sie zuweilen einigen Genuß in der Befriedigung ihres Appetits suche, und sie werde sich diesen Genuß nicht rauben lassen, auch wenn alle Aerzte der Welt sie dazu bewegen wollten. Ich bemühte mich nun, die Aufgeregtheit ihres Gemüthszustandes durch eine der Natur mehr entsprechende Eintheilung von Schlaf und Wachen zu besänftigen, da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß sie selten vor Mitternacht sich zur Ruhe begebe und dann den Schlaf bis in die Vormittagsstunden fortzusetzen pflege. Allein auch alle auf diesen Gegenstand gerichteten Vorstellungen blieben fruchtlos. Meine neue, wie man sieht, sehr liebenswürdige Kranke meinte, sie befinde sich in den späten Abendstunden sehr wohl, und versicherte, als ich meine bescheidenen Einwendungen geltend machen wollte, sehr bestimmt, daß sie nie einem Arzte erlaubt habe, etwas an ihrer Lebensordnung zu ändern, weil Jeder aus der Erfahrung selbst am besten wissen müsse, was ihm nützlich oder schädlich sei. Unter diesen Umständen mußte ich mich begnügen, ihr eine krampfstillende Mixtur zu verordnen, da gerade jetzt sie ein ungemein heftiger Kopfschmerz peinigte. —

Als ich meine Kranke am andern Morgen besuchte, lag sie noch im Bette und empfing meinen Gruß mit einem finstern Gesicht und ohne die geringste Entgegnung. „Haben Sie wohl geschlafen, mein Gnädige?" fragte ich theilnehmend.

„Geschlafen?" sagte sie spöttisch, „nicht ein Auge habe ich zu gethan."

O! ich bedaure sehr, hat sich Ihr Kopfschmerz nicht verloren?"

„Er ist so wüthend, als er jemals gewesen," erwiderte sie mürrisch.

„Meine Mixtur hat Ihnen also keine Dienste gethan?" bemerkte ich schüchtern.

„Ihre Medizin," entgegnete sie auflachend, „ich glaube ich wäre schon todt, wenn ich noch einen Löffel davon genommen hätte."

„Wie das?" fragte ich bestürzt.

„In Ihrer Medizin muß Gift sein, sprach sie sehr ruhig, „denn kaum hatte ich einen halben Löffel davon genommen, so empfand ich den heftigsten Schmerz im Kopfe, so daß ich fast die Besinnung verlor."

„Aber meine Gnädige," sagte ich und war nahe daran selbst die Besinnung zu verlieren, „Sie hatten ja gestern schon vor dem Gebrauch der Mixtur sehr heftige Kopfschmerzen, und" —

„Lieber Doktor," unterbrach sie mich, „diese Medizin paßt durchaus nicht für meinen Zustand, ich muß sehr bitten mir eine andere zu verordnen."

Ich forderte Schreibzeug und während ich das Papier in Rezeptform legte, sagte meine liebenswürdige Kranke: „Ich habe vergessen zu bemerken, daß ich Valeriana durchaus nicht vertragen kann; auch hoffe ich, daß Sie mich mit der abscheulichen Asa foetida verschonen werden, Hoffmannstropfen aber sind mir schrecklich zuwider und Opium tödtet mich, wenn ich es rieche." —

Ich versprach still seufzend, die ihr widerwärtigen Medikamente nicht zu verordnen, und verschrieb eine Mixtur, die, ganz unschädliche Mittelchen enthaltend, bloß darauf berechnet war, die Geschmacksorgane meiner Patientin, welche sehr ausgebildet zu sein schienen, nicht zu kränken, in der Hoffnung, so endlich ihre Gunst zu gewinnen. Als ich mich empfahl, bat mich die Kranke sehr ängstlich, sie doch nicht zu vergessen und jedenfalls heute „noch nach ihr zu sehen." —

Als ich meine Kranke Nachmittags wieder besuchte, saß sie, wie es schien, erschöpft in ihrem Lehnstuhl, und vor ihr stand der geringe Rest einer Gänseleberpastete, von welcher die arme Kranke ihre kleine Portion von höchstens einem halben

Pfunde, wie sie versicherte, zu sich genommen hatte. „Ach Gott," sagte sie bedauernd, „ich kann ja nichts mehr vertragen, es schadet mir ja Alles gleich."

Ich mochte wohl unwillkürlich ein bedenkliches Gesicht haben, denn sie fragte mich: „Was halten Sie von der Gänseleberpastete? nicht wahr eine unschuldige Speise?"

Ich wollte eben antworten, aber die Kranke nahm sogleich wieder das Wort: „Doch à propos, lieber Doktor, ehe ich es vergesse, was haben Sie mir doch heute verschrieben, war nicht Ipecacuanha darunter?"

Ich versicherte ihr das Gegentheil, und fragte befremdet, wie sie darauf komme?

„Mir wurde vor einer halben Stunde so übel, ach so übel," sagte sie mit einem kläglichen Gesicht, „als wenn ich — Ipecacuanha genommen hätte, und wenn die Wirkung eintreten sollte."

Die Leberpastete dachte ich, aber schwieg, und um meine Empfindlichkeit zu verbergen, sagte ich lächelnd: „Meine Gnädige, Sie entwickeln eine sehr vertraute Bekanntschaft mit der Pharmakopoe, so daß" —

„Ach ja," unterbrach sie mich, während sie noch eine kleine Portion von der Pastete zu genießen versuchte, „ich glaube etwas von den Arzneimitteln zu verstehen, ich lasse mich nicht so leicht anführen."

„Das wird auch Niemand wollen," versetzte ich empfindlich.

„Nun das wollte ich auch eigentlich nicht sagen," versicherte sie, „aber mein Bruder ist Vormund eines jungen Mannes, der schon über ein Jahr in der größten Pharmazie unserer Stadt als Lehrling arbeitet, und da habe ich allerdings Vieles erfahren. Nehmen Sie sich in Acht," setzte sie freundlich hinzu und verzehrte den Rest der Leberpastete.

Doch wozu das Bild in seinen widerlichen Zügen noch weiter ausmalen? Täglich wiederholten sich ähnliche Szenen,

täglich wollte ich der ungezogenen Dame erklären, daß sie sich den Geier zum Arzt nehmen solle, und dennoch hielt ich aus, weil ich stolz darauf war, meine Equipage täglich vor dem Hôtel de Rome halten zu lassen, und die Hoffnung hatte, hierdurch in den Ruf eines gesuchten Arztes zu kommen. „Eunt quo itur" das gilt von keinem andern Stande mehr als von dem ärztlichen. Das Volk schließt, wer das Vertrauen Vieler besitzt, muß viel Vertrauen verdienen, und so wächst die Beschäftigung und das Vertrauen, ohne daß die Mehrzahl im Stande wäre, sich über den Grund des Zutrauens Rechenschaft zu geben. Ich habe nur zu häufig gefunden, daß der Ruf eines Arztes mit seiner Würdigkeit in einem umgekehrten Verhältnisse stehe, und der gesuchte Arzt ist immer ein gewandter Weltmann, aber nicht immer der bessere Praktiker. —

Nach einer fünfwöchentlichen erfolglosen Behandlung, eröffnete mir meine Kranke eines Tages, daß ihr von mehreren Freundinnen gerathen worden sei, sich den Beistand des Obermedizinalraths C.... zu erbitten, und sie müsse gestehen, daß nach den Wunderkuren, die dieser außerordentliche Mann verrichtet haben solle, und da man einstimmig ihn für den ersten Diagnostiker seiner Zeit erkläre, brenne sie vor Begierde, seine Bekanntschaft zu machen: „Wir bleiben übrigens die besten Freunde, Doktorchen," setzte sie vertraulich hinzu, „Sie fahren fort mich zu behandeln, nur daß Sie so gütig sind, den Heilplan des Herrn C.... auszuführen." Ich verbeugte mich und versprach auf ihr Bitten, den Obermedizinalrath C... von ihrem Wunsche in Kenntniß zu setzen.

Am nächsten Morgen stand ich im Vorzimmer des Obermedizinalraths C..., um diesem die ungeheuere Anzahl seiner Patienten vermehren zu helfen. Der alte Arzt hatte bereits einen Kranken vorgelassen, und da außerdem das Zimmer von Hülfe Suchenden angefüllt war, gewann ich Zeit meine Umgebung zu betrachten. Ich glaubte mich in dem Zimmer eines Fürsten zu befinden. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Fuß-

boden, vortreffliche Oelgemälde zierten die Wände, und an beiden Seiten der glänzenden Trümeaux standen zwei Vasen von kararischem Marmor, die dem schönsten Prunkzimmer Ehre gemacht haben würden. Die schweren grünseidenen Vorhänge verbreiteten ein sanftes Licht in dem feenartig ausgeschmückten Zimmer, das von den köstlichsten Wohlgerüchen durchzogen war. Fünf oder sechs Kranke, die auf den ersten Anblick als solche zu erkennen waren, erwarteten gleich mir sehnsüchtig den Augenblick, den alten Arzt wenige Augenblicke zu sprechen. Auf dem Sopha saß ein Militair von imponirendem Aeußern, dessen Brust mit mehreren Orden geziert war, und dessen gelbe fast in's Schwarze übergehende Gesichtsfarbe, in Uebereinstimmung mit dem finstern fast grollenden Ausdruck seines Auges, ein tief liegendes Unterleibsleiden verrieth. Ihm zur Seite stand ein schlanker Mann mit schmaler Brust und blondem Haar, der öfters leise aufhustete und, sehr ängstlich den Auswurf in seinem Tuche auffangend, die Blutstreifen betrachtete, die in demselben sich zeigten. „Wie geht es Ihnen, Herr Rittmeister?" fragte der Blasse den Militair, „sind Sie etwas wohler? ist Ihnen Karlsbad gut bekommen?"

„Ach, mein Herr Regierungsrath," sagte der Rittmeister, Karlsbad eben so wenig in diesem Jahre, als Kissingen und Teplitz im vorigen; mein Leiden ist unverändert geblieben, die heftigsten Schmerzen peinigen mich Tag und Nacht, und, was das Schlimmste ist, meine Verdauung liegt so sehr darnieder, daß die leichtesten Speisen mir die heftigsten Beschwerden verursachen, daher auch meine Stimmung fortwährend so trübe ist, daß ich mich jeden Augenblick erschießen könnte."

„Armer Mann," erwiderte der Andere, „aber wofür hält denn der Ober-Medizinalrath Ihre Krankheit?"

„Ich leide nach seiner Versicherung an einer Verhärtung der Leber, die sehr hartnäckig zu sein scheint, da alle bisherigen Mittel nichts gefruchtet haben; ich nehme jetzt schon seit drei Monaten eine und dieselbe Mixtur, von der mir der Ober-

Medizinalrath die besten Wirkungen versprach, die aber bis jetzt vollständig ausgeblieben sind. An der gewissenhaften Befolgung der ärztlichen Vorschriften hat es wahrlich nicht gelegen; wir Soldaten sind gewohnt Ordre zu pariren," setzte er scherzend hinzu. „Aber wie geht es Ihnen? ist Ihnen Reinerz in diesem Jahre wohl bekommen?"

„Recht gut," entgegnete Jener, „ich habe den vortrefflichsten Appetit, bin immer köstlicher Laune und würde ganz glücklich sein, wenn ich nur den fatalen Husten los werden könnte, der mich deshalb zuweilen sehr beunruhigt, weil nicht selten ein Blutspeien sich einfindet, das schon einige Mal zum wirklichen Blutsturz sich steigerte. Ober-Medizinalrath beruhigt mich durch die Versicherung, daß mein Uebel lediglich von versetzten Hämorrhoiden herrühre und zuverlässig bald und gründlich geheilt sein werde. Die Pillen, die ich gegenwärtig gebrauche, bekommen mir, und ich will ihn somit nur fragen, ob ich sie fortnehmen soll."

Bei diesen Worten nahm er ein Rezept aus der Tasche, um es dem Ober-Medizinalrath vorzulegen.

Ich hatte dem Gespräch mit Aufmerksamkeit zugehört und aus dem Habitus und der Erzählung des Kranken die Ueberzeugung gewonnen, daß er an einer unheilbaren Schwindsucht leide, die sich unverkennbar als erbliche Disposition bei ihm aussprach. Um mich zu belehren, wünschte ich das Mittel des alten Arztes kennen zu lernen, und bat den Schwindsüchtigen höflichst um die Erlaubniß, sein Rezept zu sehen; zu meinem Erstaunen fand ich jedoch eine Mischung von Arzneistoffen, die mir in diesem Falle um so weniger indicirt schienen, weil ich die erhitzenden Eigenschaften dieser Bestandtheile gefürchtet hätte. Ich schämte mich indessen dieser absprechenden Ansicht, und ein Blick auf die glänzende Umgebung ließ mich bald erkennen, um wie viel höher die Einsicht des alten Arztes als die meinige zu achten sein müsse.

Den Militair traf jetzt die Reihe vorgelassen zu werden,

er eilte in das Heiligthum und schon nach wenigen Minuten verließ er es, ein Stückchen Papier in der Hand gedankenlos betrachtend, während seine edlen Züge einen unsäglichen Schmerz ausdrückten. Die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur habe ich niemals lebhafter empfunden, als wenn ich eine kräftige, bis zur Vollkommenheit schöne Männergestalt, deren Aussehen eine unverwüstliche Männerkraft zu bewahren schien, in der Blüthe der Jahre von einem schleichenden Uebel zerstört werden sah. Ich näherte mich dem Leidenden mit Theilnahme und erlaubte mir ihn nach den Hoffnungen zu fragen, die der Ober-Medizinalrath ihm gegeben hätte.

„Er fertigte mich, wie gewöhnlich, sehr eilig ab," sagte der Militair mit bewegter Stimme, „und dies," auf das Rezept deutend, „ist Alles, was ich von seiner Seite nach einigen flüchtigen Fragen erhalten habe. Ich hatte ihn seit acht Tagen nicht gesprochen," setzte er hinzu, „ich hatte mich sorgfältig vorbereitet, um ihm Alles mittheilen zu können, was mir für den Arzt wichtig schien, um so mehr, da auch die letzten Audienzen, die er mir gewährt hatte, eben so kurz als die heutige waren. Aber er unterbrach jede Phrase, die ich beginnen wollte, mit der Versicherung, daß er meinen Zustand genau kenne, und noch während ich sprach, schrieb er dieses Rezept, das er mit einer sehr unzweideutigen Miene, die meine Entlassung anzeigte, mir übergab."

Ich nahm zerstreut das Rezept. Der schöne Mann hatte mir durch die Ruhe, mit der er sein Leiden zu tragen schien, eine ungewöhnliche Theilnahme eingeflößt, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich das Rezept unsers alten Arztes las. Es war ganz genau dasselbe, welches der Schwindsüchtige brauchte. — Unwillkührlich wurde ich an jenen schweizerischen Arzt erinnert, von dem Zimmermann erzählt, daß sein Zimmer täglich von einer Menge Hülfe Suchender belagert wurde. Er erschien zu einer bestimmten Stunde und ordnete seine Kranken nach wenigen Fragen in drei Reihen, die erste bekam zu brechen,

die zweite mußte purgiren und der dritten wurde zur Ader gelassen.

Die Erfahrungen, die ich im Vorzimmer des alten Arztes machte, waren mir so interessant, daß ich gern noch einigen Kranken den Vortritt ließ. Eine Dame, die im Winkel des Fensters stand, hatte schon lange meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es lag etwas unendlich Rührendes in dem beredten griechisch geformten Gesicht, und so viel Würde und edle Haltung in der ganzen Gestalt, daß ich dem Drang, ein Gespräch mit ihr anzufangen, nicht länger widerstehen konnte. „Sie scheinen mit Ungeduld," sagte ich höflich, „den Augenblick zu erwarten, wo Sie den Ober-Medizinalrath sprechen können? Ich will Ihnen gern das Recht der Priorität abtreten, da meine Zeit mich nicht drängt."

„Sie Sind sehr freundlich," entgegnete die Dame mit einer äußerst wohltönenden Stimme, „ich danke Ihnen, indem ich Ihr Anerbieten annehme. Mein Mann, fuhr sie fort, leidet, wie ich fürchte, an einem organischen Magenübel Wir wohnen in Schlesien und sind nach Berlin gekommen, damit mein Mann den Beistand des Ober-Medizinalraths in Anspruch nehme. Allein ob wir schon seit zehn Wochen hier sind, hat dennoch sein Leiden kaum abgenommen. Der Ober-Medizinalrath sieht freilich meinen Mann nur selten und schickt in der Regel einen jungen Arzt, welcher durch sein unfreundliches und anmaßendes Benehmen so wenig das Vertrauen meines Mannes gewonnen hat, daß ich den dringenden Bitten desselben nachgegeben habe und nun hier bin, den Ober-Medizinalrath auf das Inständigste zu bitten, meinen armen Mann in seine persönliche Behandlung zu nehmen."

In diesem Augenblicke wurde die Dame vorgelassen. Auch sie blieb nur wenige Minuten; aber auf das Schmerzlichste bewegt, die Augen von Thränen geröthet, trat sie aus dem Zimmer des alten Arztes.

„Sie scheinen wenig Trost erhalten zu haben," sagte ich ihr. „Ich habe eine empörende Behandlung erfahren," erwiderte sie, indem sie mühsam die Thränen unterdrückte. „Der Ober-Medizinalrath meinte, es sei ihm unmöglich jeden Kranken selbst zu besuchen, und der Arzt, der eine Stelle bei meinem Manne vertrete, verdiene das unbedingteste Zutrauen. Ich antwortete ihm, daß mein armer Mann, nur durch den ausgezeichneten Ruf, den er als Arzt habe, hierher zu kommen veranlaßt worden sei, daß ihm nur sehr beschränkte Mittel zu Gebote ständen, die durch einen beinahe dreimonatlichen Aufenthalt hier bereits erschöpft wären; daß mein Mann, der zu ihm ein rührendes Vertrauen habe, ihn in dieser Zeit nur drei bis vier Mal gesehen habe, und daß, so geschickt sein stellvertretender Arzt auch sein möge, mein Mann doch zu dem Ober-Medizinalrathe und nicht zu jenem gekommen sei."

Ich fand diese einfachen Thatsachen so schlagend, daß ich auf die Antwort des alten Aeskulaps begierig wurde. „Und was meinte der Ober-Medizinalrath?" sagte ich in voller Erwartung.

„Er könne, meinte der Berühmte, von seinem einmal gefaßten Grundsatze nicht abgehen, er müsse bei der sehr großen Anzahl seiner Kranken sich sehr häufig stellvertretender Aerzte bedienen, die ihm dann den sorgfältigsten Bericht erstatteten. Ueberdieß, setzte er sehr verdrießlich hinzu, wäre er auch außer Stande, meinem Manne einen neuen Magen einzusetzen.

Wenn der Herr Medizinalrath mit dieser nicht sehr feinen Aeußerung erklären wollte, daß er meinen Mann für unheilbar halte, so hätte er, meine ich, dieses mich so gänzlich niederdrückende Geständniß nicht drei Monate zurückhalten, und noch heute nur so beiläufig aussprechen sollen." —

Ich drückte der Unglücklichen gerührt die Hand und trat, nicht ohne Aufregung, in das Cabinet des alten Arztes.

Er saß, den Rücken der Thür zugewendet, auf einem prachtvollen Sessel, ringsum von den kostbarsten physikalischen

und meteorologischen Instrumenten umgeben. Wiewohl er den Eintretenden hören mußte, blieb er doch ruhig sitzen, ohne die geringste Notiz zu nehmen. Nachdem ich einige Minuten in ruhiger Stille gewartet hatte, hörte ich ein eigenthümlich betontes: „Näher!" — und stand nun vor dem alten Arzt, den ich in solcher Nähe zum ersten Mal sah. Ich nannte meinen Namen und erwartete, daß er mich wie einen Collegen mit einiger Aufmerksamkeit behandeln werde, aber er rührte sich nicht und sagte ganz trocken, ohne mich anzusehen: „Was wollen Sie?"

Ich suchte meine Empfindlichkeit bestmöglichst zu verbergen und begann: „Ich behandele seit einiger Zeit eine Dame, die schon andere Aerzte gebraucht hat, ohne den geringsten Erfolg. Die Dame hofft, daß Sie vermöge Ihrer ausgebreiteten Erfahrung ihr Leiden zu mildern im Stande sein würden. — Im Auftrage derselben erscheine ich nun, Sie um Ihren gütigen Beistand zu bitten, und ersuche Sie, gütigst eine Stunde zu bestimmen, in welcher Sie die Dame sehen wollen."

„Was fehlt der Dame?" fragte der alte Aeskulap, indem er zum ersten Mal seinen Blick auf mich richtete.

Nie habe ich ein solches Auge gesehen, — der Blick war durchbohrend zu nennen und schien tief in's Innerste meiner Seele dringen zu wollen. Während die Züge seines Gesichts welk und schlaff waren und keinen andern Ausdruck, als den einer langwierigen Krankheit hatten, sprach das Auge mit einer Kraft und einem Ausdruck, den man bewundern mußte.

„Fast fürchte ich die Krankheit der Dame zu nennen," sagte ich mit Achselzucken, „und fast vermag ich es auch nicht, Hysterie dürfte am meisten die Grundkrankheit bezeichnen, während auch Zufälle vorhanden sind, die auf ein organisches Krankseín irgend eines edlen Organs des Unterleibes schließen lassen, ohne daß ich es indeß wagen möchte, das affizirte Organ genauer zu bezeichnen."

„Ich kenne das," sagte er alte Arzt sehr bestimmt. Ich war von dieser Antwort nicht wenig betroffen. Ich hatte die Kranke eine geraume Zeit hindurch mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, ohne die Natur ihrer räthselhaften Krankheit zu erkennen, und mein alter Arzt „kennt das," nachdem ich ihm das Krankheitsbild in sehr flüchtigen Umrissen gezeigt hatte. Dies war wirklich eine bewundernswürdige Diagnose.

Der alte Arzt unterbrach die kleine Pause, die durch meine Verlegenheit entstanden war, indem er sagte: „Hat die Kranke viel Kummer, viel Sorge?"

„Allerdings," erwiderte ich, „sie ist Mutter von sieben Kindern, früh Wittwe geworden und hat die Mühseligkeiten der Erziehung in reichem Maaße erfahren."

Der alte Arzt sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Ich bin jetzt in der That so beschäftigt, daß ich Anstand nehmen muß, neue Kranke zu übernehmen, wenn mich nicht eine vieljährige Verbindlichkeit dazu verpflichtet. Sie wissen übrigens recht gut, Herr Doktor, wie wenig unsere Kunst bei so weit vorgeschrittenen Leiden vermag; behandeln Sie Ihre Kranke, wie Sie können; ich muß in der That anstehen, meine überhäuften Geschäfte durch unnütze Krankenbesuche zu vermehren."

„Verzeihen Sie, Herr Ober-Medizinalrath," erwiderte ich, „wenn ich wiederholentlich um Ihren gütigen Beistand bitte. Schon Ihr Name, der in ganz Deutschland mit Bewunderung genannt wird, würde auf meine Kranke wie ein Zauber wirken, und Sie wissen, wie mächtig psychische Erhebung auf Nervenkranke influirt. Meine Kranke spricht mit solcher Verehrung, ja Begeisterung von Ihnen, daß ich es nicht wagen möchte, ihr eine abschlägige Antwort von Ihnen zu bringen."

„Wie alt ist denn die Kranke?" fragte der Arzt mit einer nur ihm eigenthümlichen Modification der Stimme und nicht ohne Ironie. — „Ich glaube nahe an Vierzig." — „Lassen

Sie sie heirathen," sagte er, indem er lächelte, „das hilft." — „Herr Obermedizinalrath," erwiderte ich und lächelte auch, „die Dame hat mich zu ihrem Arzt und nicht zu ihrem Eheprocurator gemacht." — „Nun wohl," erwiderte er verdrießlich, „ich kann sie nicht in Behandlung nehmen."

Ich hatte erwartet, daß der alte Arzt die schmeichelhaften Aeußerungen über seine Persönlichkeit abwehrend, oder doch dankend empfangen würde; er schien aber nicht die geringste Notiz davon zu nehmen und sagte sehr verdrießlich: „Ich muß Sie in der That bitten, mich zu verschonen; ich habe in der That wichtigere Geschäfte, als die Klagen einer alten Hysterika anzuhören. Man kann bei solchen Kranken nur durch die größte Pflege etwas ausrichten, und da bei üblen äußern Verhältnissen die ersten Bedingungen zu einer glücklichen Kur abgehen, so — —"

Ich unterbrach ihn: „Was das betrifft, Herr Ober-Medizinalrath, so dürfen Sie ganz ruhig sein; meine Kranke besitzt ein sehr beträchtliches Vermögen, und ist bereit ihrer Gesundheit die größten Opfer zu bringen, Sie wohnt im Hôtel de Rome, und da sie mehrere weibliche und männliche Domestiken bei sich hat, so würden ihre Anordnungen auf das Pünktlichste befolgt werden können."

Während meiner Worte richtete der alte Arzt einen jener ihm eigenthümlichen Blicke auf mich und hörte sehr aufmerksam zu bis ich ausgeredet hatte.

„Morgen um ein Uhr, lieber College," sagte er sehr freundlich, „werde ich im Hôtel de Rome erscheinen, und ich werde mich sehr freuen, Sie bei unserer Kranken zu finden, der ich mit meinem Rath gern behülflich zu werden wünsche." Bei diesen Worten stand er auf, drückte mir die Hand und begleitete mich sehr zuvorkommend bis an die Thür seines Kabinets, die er geöffnet hielt, bis ich seinen Blicken entschwunden war.

Großer Gott, dachte ich auf dem Heimwege, ist es mög-

lich! man schlägt doch die Einnahme dieses alten Arztes auf 20,000 Thaler jährlich an, und er sollte sich in seiner Handlungsweise von einigen wenigen Goldstücken bestimmen lassen? Wie sehr beklage ich mich in stillen Stunden über das Erniedrigende und doch Unvermeidliche unserer bürgerlichen Stellung, in welcher wir für Bemühungen, die aus unserer freiesten und genialsten Thätigkeit hervorgehen, die unser Herz ganz erfüllen, und wegen ihres zweifelhaften Erfolgs uns Tage und Nächte mit der höchsten Unruhe und Spannung foltern, Bezahlung in klingender Münze annehmen müssen. Und dieser Mann, der, nach seinem verfallenen Aussehen zu schließen, schon mit einem Fuße im Grabe stehet, hält den Mammon so hoch, daß er einer reichen Patientin mit zuvorkommender Artigkeit seine Dienste weiht, während er derselben Kranken, als er sie noch arm wähnte, seinen Beistand verweigerte. —

Ich war am anderen Morgen schon um halb ein Uhr bei meiner Patientin im Hôtel de Rome, welche mit der größten Ungeduld den alten Arzt erwartete. Ich hatte mich vorbereitet, um ihm mit einigen Worten den Gang der Krankheit auseinander zu setzen und den Heilplan vorzulegen, den ich bis dahin verfolgt hatte. Ich hoffte, daß er seinerseits die Idee angeben werde, nach welcher er den Kurplan modifiziren wolle, und war davon überzeugt, daß die technische Ausführung, wie das auch in der Ordnung ist, mir überlassen bleiben würde.

Wenige Minuten nach ein Uhr rollte der Wagen des Ober-Medizinalraths vor, und meine Dame ging ihm bis an die Thür ihres Wohnzimmers entgegen, — eine Auszeichnung, die noch kein Arzt wohl von ihr erfahren haben dürfte. — Der alte Arzt führte die Dame zum Sopha und nahm an ihrer Seite Platz. Ich wollte so eben meine wohldurchdachte Krankheitsgeschichte vortragen, allein er nahm so wenig Notiz von mir und führte seine Unterhaltung mit der Patientin so lebhaft fort, daß ich nach mehreren unglücklichen Versuchen zum Schweigen gezwungen wurde.

Ich hatte indeß Muße, das Benehmen des Ober-Medizinalraths zu beobachten, das in der That bewundernswürdig war, in Hinsicht auf das Vertrauen, das es nothwendig erregen mußte. Sein Benehmen war äußerst verbindlich, ja galant zu nennen. Mit jenem festen, tief in's Innere dringenden Blick betrachtete er unausgesetzt die Patientin, welche sich durch solche Aufmerksamkeit eben so geschmeichelt, als beruhigt fühlte. Mit einer feinen, doch sehr bestimmten Art schnitt er die Reden der Dame scharf ab, und mit der größten Sicherheit frug er nach Symptomen, die er bestimmt voraussetzen durfte. Er gewann das Vertrauen der Patientin vollständig, als er ohne die geringste Beschränkung ihre Lebensweise billigte, und nachdem er sich sorgfältig nach den von ihr gebrauchten Arzneien, die er aus dem Geruch und Geschmack zu erkennen bemüht war, erkundigt hatte, verschrieb er ein Rezept, ohne auch nur von meinem Vorhandensein die geringste Notiz zu nehmen. Eben wollte er die Dame verlassen und stand schon an der Thür, als ihr einfiel, daß sie eine Zeitlang auch homöopathische Arzneien gebraucht habe. Ein bitterer Hohn blitzte aus den verwitterten, ich möchte sagen, gelähmten Zügen des alten Aeskulaps, und sehr ernsthaft versicherte er ihr, daß er schon öfters die heftigsten Brustschmerzen, an denen sie jetzt so auffallend leide, nach dem Gebrauche homöopathischer Mittel beobachtet habe. Die Dame meinte zwar, es sei schon mehrere Jahre her, daß sie sich homöopathisch habe behandeln lassen, doch der alte Arzt versicherte sehr bestimmt, daß die homöopathischen Gaben erstaunlich lange nachwirkten.

Ich mußte unwillkührlich lächeln, und, dies bemerkend, sagte er leise mich bei der Hand fassend: „Prellen sie uns, prellen wir sie." Und so empfahl er sich.

Dies waren die einzigen Worte, die er während der ganzen Verhandlung an mich gerichtet hatte.

Ich fühlte, daß ich eine sehr traurige Rolle gespielt, und fand es nicht der Mühe werth meinen Verdruß zu verbergen.

Ich hatte zwar viel von der saubern Art gehört, mit welcher der Herr Ober=Medizinalrath seine jüngern Collegen zu behandeln pflegte, aber eine so grobe Vernachlässigung aller Rücksichten hätte ich kaum vermuthet. Die Dame hatte Zartgefühl genug, mir durch eine größere Aufmerksamkeit einige Entschädigung zu gewähren, und beim Abschied bat sie mich dringend, sie am folgenden Tage zu besuchen. Ich traf zufällig mit dem Ober=Medizinalrath zusammen, der sich unendlich freute, mich zu sehen, und mir mittheilte, daß er unsere Patientin künftig zu den ihm passend scheinenden Tagesstunden allein besuchen werde, da seine vielen Geschäfte ihm nicht erlaubten, eine Stunde zu bestimmen, in welcher er mit mir bei der Kranken zusammentreffen könne. Nach dem, was am vorigen Tage vorgefallen war, war ich von diesem Zuge großer Humanität wenig befremdet.

Als der Ober=Medizinalrath sich entfernt hatte, versicherte mir meine Patientin, daß er mit vielen Lobeserhebungen von mir gesprochen habe. Er hätte sie versichert, daß ich ein sehr fleißiger junger Mann sei und viel über den Büchern sitze; es sei nur Schade, hätte er gemeint, daß die Bücherweisheit am Krankenbette nicht viel tauge. Er hätte indeß die Hoffnung ausgesprochen, daß ich, wenn ich das Falsche der Theorieen durch mehrjährige Erfahrungen werde kennen gelernt haben, gewiß ein sehr beliebter Arzt werden würde. Man erkennt leicht, daß dieses sehr zweideutige Lob nicht geeignet war, das Vertrauen meiner Patientin zu mir zu steigern.

Während einer mehrwöchentlichen Behandlung von Seiten des Ober=Medizinalraths, sah ich denselben gar nicht und erfuhr von meiner Patientin, welche Anordnungen er zu treffen für gut befunden habe. Man wird diese Art sich zu benehmen wenig collegialisch finden. Ich äußerte mich auch sehr bitter über dieses Betragen gegen einige meiner Kunstgenossen, die wenig befremdet schienen, und einer derselben erzählte mir folgenden Pendant. Er habe in einer Familie den Hausvater

in einer Krankheit behandelt, die mit einem ungünstigen Ausgang drohte. Die besorgte Familie bat um den Beistand des Ober-Medizinalraths, der auch eine Stunde festsetzte, in der er erscheinen wolle. Er kam, mein College stand am Krankenbette und wollte dem alten Arzte den nöthigen Aufschluß von dem Verlauf der Krankheit und den angewandten Mitteln geben, allein vergeblich bemühte er sich das Wort zu gewinnen. Der Ober-Medizinalrath sprach nur mit den Angehörigen, verschrieb sogleich ein Rezept und fragte die ihn begleitende Hausfrau an der Treppe mit sehr höhnischem Tone: „Wer war der junge Mann am Krankenbette? auch ein Arzt?"

Meine Patientin erfuhr bald, daß ein sicheres Benehmen und ein scharfblickendes Auge nicht ausreichen eine veraltete Hysterie zu heilen. Nachdem sie zwei Monate lang die vortrefflichen Arzneien des Obermedizinalraths gebraucht hatte, unter welchen sich auch die Mischung befand, welche dem Rittmeister und dem Schwindsüchtigen so herrliche Dienste geleistet hatte, war meine Dame so krank als zuvor. Eine von Hause erhaltene Nachricht, nach welcher dort ihre unverzügliche Gegenwart nothwendig war, gab ihr willkommene Veranlassung die Kur plötzlich zu unterbrechen, ohne von dem neuen Heilplan Gebrauch zu machen, den der Ober-Medizinalrath in den nächsten Tagen zur Ausführung bringen wollte. Sie bat mich dringend, mir einen mit Geld beschwerten Brief überreichend, die Entschuldigung wegen ihrer schleunigen Abreise persönlich beim Ober-Medizinalrath zu übernehmen. Man wird wahrscheinlich erstaunen, daß ich dazu bereit war, aber ein junger Arzt hat nur einen Wunsch — beschäftigt zu sein, in diesem gehen alle übrigen auf. Ich fand, daß eine große Anzahl meiner jüngern Collegen die impertinente Behandlung des alten Arztes ruhig duldeten und durch seine Protektion nach und nach beschäftigt wurden, da sie die Erlaubniß erhielten, sich von den Brosamen zu nähren, die von des Herren Tische fielen. Schwer wurde mir die Selbstverläugnung, aber ich übernahm es ihm sein

wohlverdientes Honorar zuzustellen, um nicht völlig in den Hintergrund seines Gedächtnisses zu treten.

Wiederum stand ich an einem frühen Wintermorgen in dem Vorzimmer des alten Arztes. Dies Mal war ich zu früh gekommen. Ein ungeschliffener Bediente, der meinen Morgengruß nicht erwiderte, sagte mir der Ober-Medizinalrath lasse jetzt noch Niemanden vor, und las während er mit mir sprach eine Trauerkarte, die eben abgegeben war. Er selbst ließ sich in seiner Beschäftigung, den Staub von den Meubles abzuwischen, nicht stören und gerieth dabei so ungemein in meine Nähe, daß ich den Unverschämten nothwendig zurecht weisen mußte. Nach und nach füllte sich das Vorzimmer, wie gewöhnlich, bis endlich ein Klingelzug den Moment verkündigte, der die Pforten zu dem Cabinet des alten Arztes öffnete.

Ich trat ein, hörte das heitere „Näher" und stand wieder vor ihm. Sein Empfang war viel höflicher, denn er fragte: „Ach, womit kann ich Ihnen dienen?" Ich benachrichtigte ihn, daß unsere — ich hätte sagen sollen, seine — Patientin schleunigst habe B..... verlassen müssen; ich sei beauftragt ihre Entschuldigung zu übernehmen (hier übergab ich ihm den inhaltschweren Brief), den Ausdruck ihres Dankes zu überreichen. Bis dahin hatte er seine Stellung nicht verändert, als er aber mit erfahrungsreicher Kennerschaft den Inhalt des Briefes erwogen hatte, erhob er sich sehr freundlich von seinem Sessel und sagte mit einem sarkastischen Lächeln: „In der That eine sehr interessante Dame! ich bedaure sehr, daß sie uns schon verlassen hat. Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr College, für die angenehme Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben!" Mit sehr verbindlichem Gesicht führte er mich zur Thür und empfahl sich mir auf das Angelegentlichste.

Einige Monate später behandelte ich in einer vornehmen Familie ein Kind, welches nach meiner vollkommenen Ueberzeugung alle Zufälle einer ausgebildeten Gehirnentzündung darbot. Es versteht sich von selbst, daß ich in dieser gefährlichen

Krankheit die kräftigsten und bewährtesten Mittel in Gebrauch zog; indessen blieben Blutegel, kühlende Mittel, kalte Umschläge, spanische Fliegen u. s. w. ohne allen Erfolg. Unter diesen Umständen zögerte ich nicht lange, das kräftigste Mittel unseres Arzneischatzes, das von allen Aerzten vielfach gepriesen wird und in der That gerade in dieser Krankheit ganz unentbehrlich ist, das Calomel zu verordnen. Mit diesem Namen bezeichnen wir nämlich ein gewisses Queckſilberpräparat. Als die Gefahr der Krankheit immer mehr zunahm, steigerte sich die Ungeduld und Unruhe der Eltern dergestalt, daß ich mannigfach verletzt wurde. Ich unterdrückte indeß meine Empfindlichkeit, weil ich mit dem großen Schmerz der Eltern wirklich Nachsicht haben zu müssen glaubte.

Eines Tages in der frühsten Morgenstunde wurde, nachdem die Krankheit in der Nacht sich verschlimmert hatte, der Ober-Medizinalrath herbei gerufen. Man theilt ihm mit, daß ich die Krankheit für eine Gehirnentzündung halte. „Was das junge Volk immer gleich Entzündungen sieht und nichts als Blut lassen will! wahre Blutsauger, unsere jungen Aerzte!" sagte der alte Arzt, und als ihm mein Rezept gezeigt wurde, sagte er: „Wie? Calomel! was die Menschen dreist mit dem Queckſilber umgehen, es ist unerhört!" Er bat sich Schreibzeug aus und verordnete andere Pulver, nachdem er die Krankheit für ein gastrisch-rheumatisches Fieber erklärt hatte.

Als ich zu der gewöhnlichen Zeit meine Morgenvisite machte, fand ich die Eltern in der größten Verlegenheit. Unter mancherlei Wendungen erzählte man mir, daß die Krankheit in der Nacht merklich zugenommen habe, und daß in der Angst nach dem Ober-Medizinalrathe geschickt worden sei. Dieser habe nicht nur von einer Gehirnentzündung nichts wissen wollen, was die Eltern sehr beruhigt, sondern auch den Queckſilbergebrauch getadelt, der nach seiner Versicherung viel zu dreist angewendet werde, da die giftigen Wirkungen dieses Mittels den zarten kindlichen Körper oft auf viele Jahre zerrütten.

Tiefe Beschämung und ein nach diesen Umständen gerechtfertigter Unmuth erfüllten nach diesem Bericht mein Gemüth. „Was hat denn Ober-Medizinalrath verschrieben?" fragte ich zerstreut, und wer malt mein Erstaunen, als ich fand, daß der alte Arzt, *Hydeargyrum muriaticum mite* verschrieben hatte. Dies ist nämlich genau dasselbe Mittel, das ich schon früher angewandt, nämlich Calomel; man wählt aber in der Regel den letztern Namen, weil er bequemer ist, als die von dem Ober-Medizinalrath gewählte Bezeichnung. Durch einen färbenden Zusatz hatte er den Inhalt seines Pulvers unkenntlich gemacht.

Es thut mir wehe, meinen Lesern die Versicherung geben zu müssen, daß die Phantasie zu dem Bilde des alten Arztes, das ich in einigen Umrissen zu zeichnen bemüht war, nicht das Geringste hinzugethan hat. Der alte Arzt, von dem ich gesprochen, steht schon seit Jahren vor einem höheren Richter, dem er Rechenschaft giebt, wie er mit dem Pfunde gewuchert hat, das ihm anvertraut wurde. Aber viele alte Aerzte leben noch! — Es wird viel geklagt über Zwiespalt unter den Aerzten, über die Anmaßlichkeit und Zudringlichkeit der jüngern Kunstgenossen, und auch darüber, daß der sonst so ehrenwerthe Stand der Aerzte immer tiefer in der Achtung des Publikums sinke. Die Klagen sind gerecht, aber sie werden veranlaßt von denen, die sie erheben. Der Verfall der ärztlichen Würde hängt allerdings auch theilweise mit der excentrischen Richtung zusammen, welche die Wissenschaft in der neusten Zeit genommen hat; allein es wäre leicht nachzuweisen, daß die gegenseitige Stellung der Aerzte unter einander so wichtig ist, daß sie sogar die Wissenschaft hebt und herabzieht, wenn nur hier der Ort wäre einen solchen Erweis zu führen. Der Ton aber und die gegenseitige Stellung der Collegen unter einander geht aus von den alten Aerzten; von ihnen erwartet man, daß die reichen Erfahrungen eines vielbewegten

Lebens ihnen einen höhern Maaßstab für die Verhältnisse dieser Erde gegeben haben werden. Man erwartet, daß sie, welche die Nichtigkeit des Glanzes und des Prunkes, das verzehrende Feuer der Leidenschaft und Begierden, das Verderbliche und Lächerliche des hohen Ehrgeizes, kurz die Vergänglichkeit unsers irdischen Daseins und Besitzthumes in so mannigfachen Gestaltungen erschaut und erkannt haben, am Abend ihres Lebens einzig und allein durchdrungen sein werden von der Würde ihres schönen Berufs. Man erwartet, daß sie, die Dinge, auf welche der gewöhnliche Mensch so viel Gewicht legt, geringachtend, in der pünktlichen und uneigennützigen Erfüllung ihrer Berufspflichten den jüngern Kunstgenossen ein würdiges Vorbild und ein Segen für die Menschheit sein werden.

Aber ist dem so? Giebt es viele alte Aerzte, die diesem Ideale gleichen? Es ist unbegreiflich, aber nur zu wahr, daß ein unseliger Durst nach Gold das Gemüth um so mehr erfüllt, je reichlicher die Gaben sind, die in der Regel auf dem Altar eines alten Aeskulaps geopfert werden. Auri sacra fames ist die gewöhnliche Krankheit aller Aerzte. Mit Widerwillen, um nicht zu sagen mit unwürdigem Neid sehen die alten Aerzte die glücklichen Bestrebungen ihrer jüngern Amtsgenossen. Blind für ihre Vorzüge, decken sie schonungslos ihre Irrthümer auf, in welche jene nach einem nothwendigen Naturgesetz verfallen, und schroff und rauh, ohne Humanität machen sie dem jüngern Arzte gegenüber ihr graues Haupt und ihre Erfahrung geltend. Mit der höchsten Anstrengung ihrer letzten Kraft suchen sie sich auf einem Platze zu behaupten, den sie so würdig verlassen könnten. Statt daß die Förderung der Wissenschaft ihr höchstes Ziel sein sollte, verschmähen sie es, die Fortschritte derselben zu verfolgen, und die Masse des schlechten in der Literatur giebt ihnen einen willkommnen Vorwand, gar nichts zu lesen. Sie schließen daher zu einer Zeit mit sich ab, in welcher sie durch die Fülle ihrer Erfahrungen berufen sind, manche für die leidende Menschheit hochwichtige Wahrheit festzustellen, und so wird das

Resultat ihres Lebens mit ihnen begraben. Die meisten alten Aerzte stehen daher auch außerhalb der Wissenschaft; la médecine c'est moi, sagt jeder von ihnen, und sie sind stolz darauf, sich mit einer nicht zu erschütternden Indifferenz gegen die Neuerung in der Wissenschaft zu verwahren.

Kann es unter solchen Umständen befremden, wenn jüngere Aerzte, ohne besondere Wahl der Mittel und nicht selten sogar um jeden Preis, einen Kreis für ihre Thätigkeit zu gewinnen suchen? Wenn der für seine Kunst mit wahrem Eifer erglühte Jüngling wahrnimmt, wie das heilige Licht der Wissenschaft ältern Aerzten zur Lampe dient, mit welcher sie höchstens die eignen Penaten beleuchten, kann er dann wohl seinem ältern Collegen die Achtung gewähren, die jener in Anspruch nimmt? Wo soll das Vertrauen und die Ehrfurcht herkommen, wenn die alten Aerzte, um die Gunst eines Reichen zu erhalten, sich Dehmüthigungen gefallen lassen, die einen Jüngling mit Scham erfüllen müßten; wenn um eine elende Hand voll Goldes, dessen sie so wenig bedürfen, der gute Ruf ihrer Amtsbrüder nicht geschont wird? Und wenn die Brust, vom Orden bedeckt, von den gemeinen Begierden des Lebens leidenschaftlich bewegt wird, kann dann die Stellung der Aerzte unter sich würdig bleiben? Darf der ärztliche Stand unter solchen Umständen die Achtung erwarten, die ihm ehedem gezollt wurde?

Glücklicherweise hat es zu allen Zeiten Aerzte gegeben, die den hohen Beruf ihres Daseins erkannt hatten. Noch kürzlich schied aus unserer Mitte ein Mann, dessen Andenken gewiß nie ersterben wird in den Herzen derer, die in irgend einer Beziehung zu ihm standen. Unsterblicher edler Geist Heim's, verzeihe, wenn ich hier Deiner lobend gedenke! Du verschmähtest, als Du noch hienieden wirktest, jegliches Lob und sagtest dehmüthig: „Dem Herren allein die Ehre!" Wie schonend und mild bedecktest Du die Irrthümer Deiner jüngern Kunstgenossen, und wie liebevoll wiesest Du sie zurecht! Nie galt vor Dir ein Ansehn der Person, Du eiltest mit gleicher

Freudigkeit in die Hütte der Armuth, wie in den Pallast der Großen. Prunklos, freimüthig, heiter und gefühlvoll wirktest Du erfreuend durch Deinen Rath. Aerzte, die ihr ihn kanntet, ihr denkt gewiß mit Erhebung an ihn. Leicht sei ihm die Erde!

Noch ein ähnliches Vorbild lebt in unserer Mitte. Wer denkt nicht an den mit allen Tugenden gezierten Hufeland! Wer weiß nicht, wie sein Leben durch Wort und That gewidmet ist der leidenden Menschheit! Seht, wie er mit jugendlicher Begeisterung jede Frucht versprechende Neuerung in der Wissenschaft aufnimmt, wie er, der wohl die meisten ausgezeichneten Aerzte Deutschlands seine Schüler nennt, noch immer lernbegierig der aufmerksame Schüler der Natur ist. Seht, wie sein Leben voll ist von Milde und Humanität, und erkennt, daß der unauslöschliche Dank der Zeitgenossen, der Segen der Nachwelt, und, was wichtiger ist, die erhebende Stimme des eignen Gewissens höher zu achten ist, als der vergängliche Mammon.

Ich schließe, indem ich in den frommen Wunsch Bagliv's einstimme, der noch vollkommen für unsere Zeit paßt: „Has inter medicos pugnas et controversias, rogo deum optimum maximumque, ut in magnum humani generis et praesertim christianae reipublicae commodum componere velit, quo medicina, tot retro saeculis misere jactata, in placido tranquillitatis et concordiae portu conquiescat“ *).

*) Ich bitte Gott, den allmächtigen, daß er endlich den Zank und den Streit der Aerzte zum Wohl der Menschheit und besonders der Christenheit beendigen wolle, auf daß die, seit so vielen Jahrhunderten gemißhandelte Kunst endlich in den Hafen der Ruhe gelange.

Der Studiosus der Medizin in Paris.

Nach dem Französischen

von

B. Liew. 1838.

In Deutschland nennt sich Alles Student, was nur in der entferntesten Verbindung mit der Universität steht, die Philister anpumpt, eine Karte bei sich führt oder nicht. Es giebt daher bei uns nicht allein Studenten der vier Facultäten, sondern auch Individuen, die sich Studiosi chirurgiae, pharmaciae, musicae etc. nennen, je nachdem sie sich des einen oder des andern Studiums befleißigen. In Paris heißen die Mediziner vorzugsweise Studenten (étudiant). Sie beherrschen das Quartier latin, wie die beau monde die Faubourg St. Germain, und bilden, wie die Pariser Grisetten, einen für sich bestehenden Stand. Mit diesen stehen sie in der engsten Verbindung; Studenten und Grisetten ... sie scheinen für einander geschaffen und unzertrennlich mit einander zu leben. Die Grisetten sind ein Schrecken allen Müttern, die ihre Söhne nach Paris zum Studium schicken, aber mit Unrecht, denn ihr Nutzen ist größer als ihr Schaden. Ein Student, ohne Bekanntschaft mit den Grisetten, fällt den Damen höheren Standes anheim, Zeit und Geld geht ihm verloren. Die Grisetten

hingegen sind in ihren Forderungen sehr bescheiden, sie begnügen sich, wenn sie Sonntags eine Promenade zu Fuß machen und des Abends in der Chaumière einen Contretanz risquiren können.

Man braucht kein großer Physiognom zu sein, um einen Studenten aus der Provinz beim ersten Anblick an seinem runden, vollen Gesichte, seinen blühenden Wangen, seiner ehrbaren Miene, seiner mittelmäßigen Kleidung und an seiner Mütze zu erkennen. Er wohnt in der rue Saint-Jacques oder de la Harpe, in einem von den Häusern, die seit Jahrhunderten für die Studirenden bestimmt sind. Hier genießt er unumschränkte Freiheit, er raucht, singt, spielt, secirt, commerzirt, empfängt seine Grisette ..... Niemand läßt es sich einfallen, ihn zu stören. Bei der geringsten Beschwerde des Wirths packt der Student seine sieben Sachen (wenn er noch so viele hat) zusammen und sagt seinem Wirth und seinem Hôtel Adieu.

Das erste Jahr der Studierzeit ist der Anatomie gewidmet. In dem anatomischen Theater erhält er seine Bildung. Mit drei seiner Collegen kauft er sich für sechs Franks ein Kadaver (sujet) und übt sich mit diesen gemeinschaftlich im Präpariren. Ein schreckliches Schauspiel gewährt der Anblick des weiten Amphitheaters, wo 50 Leichname auf den Tischen ausgestreckt liegen, umgeben von den Studenten, die mit dem Scalpel in der Hand mit einer Gier die Gefäße und Nerven verfolgen, während einer von ihnen die Beschreibung davon laut aus einem anatomischen Werke vorliest.

Hier ist das Heiligthum des Todes, das Atelier der Mediziner, dessen Pforten Idioten verschlossen, nur ihnen geöffnet sind. Hier leben sie gemächlich in der Umgebung von Skeletten und Leichnamen, wie der Maler bei seinen Modellen. Hier werden sie in die Mysterien des Lebens eingeweihet, und mit feurigen Buchstaben scheint in dem Salon die Aufschrift: „hic mors vitam tueri docet“ verzeichnet zu sein.

Wenn ja daran gezweifelt wurde, daß die Gestalt derer, mit welchen wir in täglicher Verbindung stehen, sich auf unserem Gesichte wiederspiegelt, an den Anatomiewärtern bestätigt sich vollkommen diese Erfahrung. Betrachtet nur diese Diener des Todes, ihre Augen sind erloschen, ihre Züge erstarrt und abgestumpft, ihre Wangen blaß und verblüht. Ihre stumpfe Gleichgültigkeit, die sie mit den Leichnamen befreundet, erregt Furcht und Abscheu. Würde man sie nicht mechanisch ihre Glieder bewegen sehen, so liefe man Gefahr sie selbst für Leichname zu halten. Geld, Branntwein und Taback, das sind ihre Leibgerichte, sie können weder von dem einen noch von dem anderen sich trennen.

Ein solcher Diener des Todes kam einst mit einem Sacke auf dem Rücken zu Béclard. Mein Herr, sagte er, meine Frau starb heute früh, und ich soll 12 Franks Beerdigungskosten für sie zahlen. Das ist mir zu theuer, hier ist sie. Sie hat einen schönen Körperbau, für sechs Franks lasse ich sie Ihnen ab. Béclard gab sechs Franks, und der Handel war abgeschlossen.

Vom anatomischen Theater geht der Student zu den Hospitälern über.

Was das Palais de Justice dem Advocaten, was die Kanzel dem Geistlichen, das sind die Hospitäler dem Studenten. Hier werden die Sitzungen, ähnlich denen der Deputirtenkammer, abgehalten. An dem Tage, wo Dupuytren eine schwierige Operation macht, sind die Säle gefüllt, wie bei der wichtigsten Debatte in der Kammer der Deputirten. Man muß diesen großen Mann gesehen haben, wie er langsamen Schrittes in den Sälen des Hôtel-Dieu sich bewegte, in einem grünen Gewande, mit einer weißen Schürze, die Hände auf dem Rücken, von Bett zu Bett gehend, umgeben von einem Schwarm seiner Eleven — um in ihm den Souverain jener Räume zu erkennen. Die Macht dieses Souverainen zeigt sich

jedoch erst bei einer wichtigen Operation, wo seine kühne Hand die Gränzen der Kunst weit übertraf.

Das Leben eines Pariser Studenten ist nicht so theuer wie man glaubt, zumal wenn er es versteht, sich einzurichten. Mit zweiunddreißig Franks monatlich bestreitet mancher seine Wohnung, Kost und die kleinen Ausgaben. Sein Frühstück, in einem Käse für zwei Sous mit einem Brödchen bestehend, giebt seinem Appetit fünf Stunden Aufschub bis Mittag. Er speist nicht etwa im Café Hardy, sondern bei einem Traiteur, der ihm für zwölf Sous Suppe, Rindfleisch, Kartoffeln und Brot giebt. Das Brot allein ist die Watte der Damentoilette, der Lückenbüßer für den hungerigen Magen, der Durchschuß, der die kleine Magenbroschüre zu einem compendiösen Bande umformt. Nun bleiben ihm noch vier bis sechs Sous zu seinen Vergnügungen, denn der Mensch kann, wie schon das Evangelium sagt, nicht allein vom Brote leben.

Unser Student ist z. B. ein leidenschaftlicher Theaterfreund, er ist Enthusiast für die Oper, doch wie gelangt er in's Parterre, er, der höchstens 20 Sous sich erspart hat? Das will ich Dir, lieber Leser, ganz im Geheimen anvertrauen. Der Claqueur-Chef ist sein Bekannter, und so genießt er für eine kleine Entschädigung dasselbe, was Andere erst mit Geld aufwiegen müssen. Ein Mediziner weiß ja auch bald ein Mittel, die wundgeschlagenen Hände wieder herzustellen.

Und die Grisetten, für wen anders nähen, sticken und arbeiten sie sich die blauen Augen roth, als für ihren feurigen Carabin, den jungen Mediziner mit dem schönen Toupee, dem herrlichen Schnurrbarte und Henri - quatre. Wir werden bald sehen, wie die Herren Mediziner ihnen ihre Zuvorkommenheit, Güte und Aufopferung lohnen, die in ihrer Krankheit sie gepflegt und aufgeheitert, und sie ermuthigt haben, wenn sie bei dem trockenen Studium der Osteologie ihren Muth sinken ließen.

Kein Wunder, daß so viele junge Leute, ohne Vermögen,

ohne Protektion, vorzugsweise die medizinische Carriere ergreifen. Außer der Unabhängigkeit, die dieser Stand in allen seinen Beziehungen und unter jeden Verhältnissen gewährt, giebt es keinen anderen, der dem Eleven schon während seines Studiums mehr Hülfsquellen zu seinem Unterhalte darbietet.

Der Student ist schon nach seinen anatomischen Studien ein gemachter Mensch. Er ertheilt seinen Collegen, bei dem Eintritte in ihre Laufbahn, Unterricht; er hat seine kleine Praxis, läßt zur Ader, setzt Schröpfköpfe und Blutegel, verbindet leichte Wunden ꝛc. Später trägt er die weiße Schürze, das wahrhafte Zeichen seiner Macht, das beneidet und zugleich geachtet wird von allen Eleven, wie das Portefeuille eines Ministers von den Männern der Opposition. Er ist Hülfsarzt, der erste am Krankenbette, unterstützt die Chirurgen bei ihren Operationen, nimmt gegen die übrigen Eleven einen Ton an, mit einem Worte, er hat Titel und Stand, kann bald für zweiunddreißig Sous bei Flicoteaux speisen und Abends Domino im Café Procope spielen.

Vier Jahre hindurch besucht der junge Hülfsarzt die Hospitäler, Hôtel-Dieu, La Charité, la Pitié etc. Unter den Auspizien der größten Aerzte erweitert er seine medizinischen Kenntnisse.

Die Geschicklichkeit des Herrn Roux lehrt ihn, wie groß die Macht der Kunst sei, die zerstörenden Zufälle der Natur zu ersetzen. Roux ist es, der Nase, Mund und Kinn wieder herstellt, als besäße er den Urstoff, woraus die Natur den Menschen geschaffen. Wer hätte wohl daran gedacht, daß die Chirurgie der Liebe einen Dienst erweisen könne? — Ein junges Mädchen hatte einen Geliebten, der sie zu heirathen versprach, als durch einen plötzlichen Zufall die Unglückliche einen Theil ihrer linken Wange verlor. Sie war so schrecklich anzusehen, daß selbst ihr Geliebter zurückschauderte. Das arme Mädchen war doppelt unglücklich, denn mit ihrer Wange sollte sie auch ihren Geliebten verlieren! Sie wandte sich an Herrn

Roux, und dieser versprach ihr Beides zurückzugeben. Man glaubt einen Künstler vor sich zu erblicken, der den Thon zu seiner Form knetet, wenn man Roux bei einer ähnlichen Operation sieht, wie er das Maaß nimmt, Linien zieht, den Mund, die Nase, das Kinn, die Wange zeichnet, die er aus den einzelnen Stücken herstellen will. Aber er hielt auch dem jungen Mädchen Wort. Alle nah liegenden Theile mußten zu dieser Operation herhalten; ein wenig vom Kinne, ein Stückchen vom Halse, ein Stückchen von den Schläfen. Die Liebe ließ das arme Mädchen die Schmerzen geduldig ertragen. Nach einigen Wochen sah sie ihren Geliebten .... Sie leben in glücklicher Ehe, und die linke Wange ist dem jungen Manne ein hinlänglicher Beweis für die Liebe seiner Frau.

In den Hospitälern bleibt der Student von sechs bis zehn Uhr des Morgens; von der Chirurgie zur Medizin, von den äußeren zu den innèren Krankheiten übergehend. Es bleibt ihm kaum Zeit zum Frühstücken übrig, wenn er schnell noch in Orfila's Vorlesung über Chemie sich begeben will. So sieht man ihn zuweilen Unterwegs, oder auf seinem Platze im Auditorium sein Frühstück zu sich nehmen.

Auf die Anatomie folgen die anatomischen, physiologischen und pathologischen Vorlesungen. Im Sommer nimmt die Physik und Botanik seine Tageszeit in Anspruch, und des Abends findet man ihn noch häufig bei den Privatvorlesungen eines jungen Professors, oder in der **rue de la Harpe** die Entbindungslehre studiren. Hiermit beendet der Studirende der Medizin seine Studien; er macht seine Examina, vertheidigt seine Thesen und läßt sich schleunigst Visitenkarten mit seinem Titel: „**Docteur de la Faculté de Paris,**“ anfertigen.

Die schönen Universitätsjahre sind nun mit der Jugendzeit vorüber ..... Der Student ist ein ernster Doktor geworden; er erwartet nicht mehr seine Grisette vor der Thür ihres Ladens. Er nimmt von seinen Freunden Abschied, und kehrt nach seiner Provinz zurück; aber nicht mehr mit diesem linkischen Wesen,

mit der Mütze und den groben Schuhen, sondern im schwarzen Anzuge und mit ehrbarer, strenger Miene.

Lebet wohl Weisheit, Kunst und Künstlerleben! Der ehemalige Student verheirathet sich, wird Familienvater und macht ein Haus. Die Kunst wird zum Geschäft, zum Handwerk, aus dessen Gewinn er seine Kinder zu erziehen und seine Töchter auszustatten gedenkt.

Was wird nun aus der Grisette unseres Studenten?.... Sie hat ihren lieben Karl verloren, der ihr so oft versprochen, daß er sie nie vergessen werde. Seine Grisette ist keine Näherin mehr, auch sie hat jetzt ihren Stand. Ihr Karl, mit dem sie die Vergnügungen getheilt, hat sie in der Anatomie unterrichtet, so viel sie davon zu wissen nöthig hatte, um zur Ader zu lassen, Pocken zu impfen und den Frauen bei ihrer Geburt beizustehen. Seine Grisette ist jetzt Hebamme „Sage-femme, élève de la maternité“ mit einem Schilde und einer Klingel an ihrer Hausthüre. Sie läßt zur Ader, impft die Pocken ein, ist des Morgens von 10 bis 12 Uhr zu sprechen und hat eine Anstalt „für anständige Damen, die in Paris ihre Niederkunft abwarten wollen.“

Die Heilkunde im Jahre 1836.

Eine Reminiscenz

von

Dr. J. J. Sachs in Berlin.

Jeder, der mit seinem Zeitalter in irgend einem Fache gleichen Schritt halten will, fühlt das Bedürfniß, zu gewissen Zeiten einen Abschluß mit sich selbst zu machen. Er will sich Rechenschaft darüber ablegen: ob es sich wohl der Mühe verlohnte, die auf eine höher zu treibende wissenschaftliche Kultur gerichteten Strebungen seiner Zeitgenossen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, oder in dieselben wohl gar selbst mit einzugehen, und ob das, nach Abscheidung des durch Selbsttäuschung und Irrwahn der Wissenschaft Aufgedrungenen, bei näherer Prüfung als richtig sich Darstellende auch als wahre Ausbeute zu betrachten sei; kurz, ob das von den Schlacken gesonderte Korn gehaltvoll genug sei, um auch zur ferneren thätigen Theilnahme an dem Anbau der Wissenschaft aufzumuntern. Unter allen Fachgelehrten liegt aber diese Aufforderung wohl keinem näher, als dem Arzte, dessen Wissenschaft von jeher in Bezug auf den praktischen Zweck derselben für nur noch höchst unvollkommen und unausreichend erklärt wurde, und welche Erklärung in

unsern Tagen leider noch zuzunehmen scheint. Wir leben einmal in einer höchst bedeutungsvollen Zeit, die allerdings überall mehr als eine schlimme, denn als eine gute sich zu erkennen giebt, und woran, wie Leupold (in seiner Anthropologie. Erlangen 1834.) klar genug nachgewiesen, die Wissenschaft selbst auch nicht geringen Antheil hat.

Hören wir die jüngsten öffentlichen Stimmen über das Schicksal der wissenschaftlichen Kultur der Heilkunde, z. B. von Dr. M. J. Bluff in seiner gehaltvollen Vorrede zum Jahrg. I. seiner „Leistungen der Medizin in Deutschland" (Berlin 1835.), von Dr. Most in der Einleitung zu seiner „Encyklopädie der medic. chirurg. Praxis" Bd. I. (Leipzig 1833.), von Dr. Cayol in der Einleitung zu seiner „Clinique médicale" (Paris 1833.), vom würdigen Nestor unserer Praktiker, Geh. Rath Dr. Samuel Gottl. v. Vogel, im Vorworte zu seinen „medizinischen Beobachtungen und Memorabilien" (Stendal 1834.), vom freimüthigen Dr. Krüger-Hansen in seinen „Heil- und Unheilmaximen" (Güstrow 1833.) und von Anderen, so stellt sich kein erfreuliches Resultat heraus, wenn auch gerade kein so trostloses und betrübendes, wie es Dr. Klose schildert (s. weiterhin). Wir sehen die Heilwissenschaft unserer Zeit offenbar in einer Revolution begriffen, von der man wirklich noch nicht wissen kann, wie sie enden wird So unverkennbar vieles Gute die unaufhörlichen Bestrebungen, Nachspürungen und Erfahrungen umsichtsvoller, geübter und parteiloser Aerzte für unser Wissen und Können bisher geleistet haben und noch leisten, so ohnmächtig scheitern dagegen bis jetzt noch so oft ihre Anstrengungen und Versuche in den dunkeln Irrgängen unergründlicher Abnormitäten des menschlichen Organismus, und so schwer sind häufig die Räthsel zu lösen, welche die Thätigkeit des Arztes beschränken, lähmen, verwirren und eher schädlich als nützlich machen. Sehen wir zumal auf das bunte Heer so vieler Aerzte hin, wie sie hier den verkehrten Spekulationen und Construktionen, dort dem rohesten Materialismus und der

gröbsten Empirie folgen, wie sie bald als Humoral- oder Solidar-Pathologen, als Erregungstheoretiker, Gastriker und Saburralisten, als Magnetiseure und Psychiatriker, bald wiederum als (Philophlogisten) Anhänger Broussais's, als (Contrastimulisten) Anhänger Rasori's, oder endlich als Wasserdoktoren und Jatrochemiker von moderner Form, als Naturphilosophen und Eklektiker in vielfach durchkreuzenden Richtungen und nicht selten im grellsten Contraste, Alle auf reine Erfahrungen und rationelle Verfahrungsweisen sich berufend, im erkrankten Publikum, wie auf weiland v. Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweiler ein bunt gemengtes Leben führen: so läßt sich in der jetzigen Lage und Richtung unserer Wissenschaft und Kunst wirklich eine regressive Metamorphose nicht in Abrede stellen. Ja, ungeachtet der seit einem halben Jahrhundert so vielfach gemachten wichtigen Entdeckungen in den einzelnen Gebieten der Physik und Chemie, der allgemeinen Anthropotomie und pathologischen Anatomie, trotz der gewonnenen unübersehbaren Menge von berichtigten und vervollständigten Wahrnehmungen und Erfahrungen in den Fächern der Pharmakodynamik und Therapeutik, paßt — incredibile dictu! — folgende Schilderung von weiland C. G. Gruner in seinen Almanachen von 1782—86 „über die medizinische Literatur der damaligen Zeit" auch ganz für die unserer Gegenwart.

Hier seine Worte, wie sie vor 50 Jahren lauteten:

„Abermal viel Arbeiter, reichliche Aerndte von Aehren und geringe Ergiebigkeit an gutem Gekörn. Noch immer viel Unkraut unter dem wenig genießbaren Weizen! Die Schriftstellerei hat wie eine Seuche die Edeln und Unedlen angesteckt. Sie ist ein Gewerbe, das dem mühsamen Schreiber öfters nothdürftig Brod für die Aufopferung seiner Ruhe, Gesundheit und Ehre gewährt und dem spekulativen Kaufmann den reinen Ertrag überläßt. Daher sind die meisten Schriften bloß Produkte der geschäftigen Finger, sehr wenig Produkte des Geistes,

des tiefen Nachdenkens, der reifen und vollendeten Erfahrung. Alles schreibt Beobachtungen und Erfahrungen, der Jüngling, der Mann und der Greis, und nimmt eine so ehrwürdige Miene an, als ob er der einzige Aeskulap seiner Zeit sei. Vielen sieht man es wirklich an, daß sie die richtige Kunst zu beobachten nicht verstehen und aus einzelnen Erfahrungen allgemeine Folgerungen ziehen. Andere wissen eine Alltags-Erfahrung modisch aufzustutzen und sich selbst durch ihre Freunde reichlichen Weihrauch zu streuen. Noch Andere posaunen Entdeckungen aus, die allen bewährten Grundsätzen widersprechen, und finden eine außerordentliche Beruhigung, etwas Paradoxes gesagt und geschrieben zu haben. Manche, unzufrieden mit dem Maaße der Kenntnisse, welche das Mutterland darreicht, suchen in Italien, Frankreich und England Schätze der Weisheit, die sie ungleich wohlfeiler, zum Theil reifer und vollkommner in sich und in ihren Landsleuten finden können*). Dabei bleibt der Schaden beträchtlich, der aus dieser Uebersetzungssucht für die National-Literatur und den Wachsthum der deutschen Arzneikunde entsteht. Unsere Aeskulape vergessen das Studium der Natur, wie es Deutschlands Lage, Klima, Erziehung und Sitte fordert, lesen die brittischen Werke, weil sie wenig oder gar keine wichtige Originalschriften zu sehen bekommen, mit deutscher Emsigkeit, befolgen die erhaltenen Lehrsätze, voll von

*) Hier können wir nicht umhin, noch folgende Introduktion einer Relation über ein neues englisches Werk in Gerson's und Julius's Magazin ꝛc. 1835. für die Vergleichung zu adnektiren:

„Die neue mediz. Literatur des Auslandes leidet mit der inländischen an einem Gebrechen; sie dehnt sich ungeheuer in der Breite aus, dringt aber durchaus nicht in die Tiefe. Mit jedem Jahre werden die Bücher-Kataloge dicker, die Büchertitel immer anlockender, die Schriften selbst werthloser. Eine kleine Zahl von Schriftstellern begeht absichtlich, eine größere willenlos Plagiate; die wenigeren sind es wohl, welche, bekannt mit der Literatur ihres Gegenstandes, nur ihre Leser täuschen wollen, die Mehrzahl hintergeht sich selbst und sagt in einer neuen Schrift, was schon früher eben so gut, wo nicht besser gesagt worden." Hgbr.

Enthusiasmus, ohne alle Einschränkung, heilen auf englische Art und mit englischen Rezepten und thun unwiderbringlichen Schaden.

Es ist allerdings ein Vorzug unserer Zeiten, daß man angefangen hat, eine vernünftige Erfahrung der feinsten und auf's Beste ausgesponnenen Theorie vorzuziehen; es ist löblich, auf bewährte und vielfache Beobachtungen ein System erbauen zu wollen, das unerschütterlich ist; es ist ein verehrungswürdiger Gedanke, daß Jeder sein Scherflein beitragen will, um durch Vermehrung der Summa zuverlässiger Erfahrungen die Menge der Materialien zu vergrößern; allein bei allen dem hat dieser Weg, so gebahnt und eben er zu sein scheint, und so fleißig er auch vom großen Haufen betreten wird, gar viele Seitenwege, die leicht irre führen können. Die Erfahrung ist der sichere Polar-Stern, dem Hippokrates und alle achtenswerthe Aerzte älterer und neuerer Zeit folgten, allein sie bleibt nur halb brauchbar, wenn sie nicht durch eine vernünftige Theorie geleitet wird.

Man füllt ganze Bände mit praktischen Versuchen über einzelne Mittel an, klagt noch über fehlgeschlagene Wirkung und vergißt die sorgfältige Bemerkung aller, auch der kleinsten Umstände, sie heißen allgemeine und individuelle.

Die Journale, Magazine und Sammlungen nehmen noch immer einen großen Theil der medizinischen Literatur ein. Wäre nur die Kritik immer wahr, der Ton bescheiden, der Tadel gegründet, die Auswahl zweckmäßig und die Ausführung mäßigen Erwartungen entsprechend! Ueberall Gevatterschaften, und wer wenig denkt, aber guten Geschmack besitzt, der speiset Vetter und Freunde, um sich Wohlwollen zu erwerben.

Die meisten Journale sind bald zu fett, bald wieder zu mager, sehen zum Theil kraftlos aus und verspäten sich nicht selten, und ein nachhinkendes Journal giebt dem Neugierigen nur halbe Kost. Die meisten Magazine sind — was ihr Name

vermuthen läßt — ein Quodlibet von allerhand Gutem, vielem Mittelmäßigen und noch mehr Schlechtem."

Unsere Leser werden hoffentlich in dieser Schilderung genügend auch den trüben Spiegel der Medizin unserer Gegenwart erkennen, und für die selbige hierzu nicht ausreicht, die mögen sie zu ihrer Ueberzeugung mit den Desideraten für die Vervollkommnung unserer Kunst in den vorhin angeführten Werken von Bluff, Most, v. Vogel, Cayol, Krüger-Hansen u. A., vergleichen, wozu hier nicht Raum ist.

Inzwischen dürfen wir nicht vergessen, daß alle Zeiträume neben Erfreulichem, stets auch Auswüchse, Schädliches und Unnützes hervorgebracht haben, und daß man das Silbererz nicht deswegen verächtlich wegwerfen dürfe, weil das dasselbe begleitende unnütze Gestein den Silbergehalt übertrifft. Auch in unserer Zeit wird viel Nützliches und Ersprießliches hervorgerufen, und wir berührten hier die Schattenseiten unseres Faches nicht, um dasselbe etwa einem zweideutigen Lichte auszusetzen und das Vertrauen zu unserer sonst so edlen und wohlthätigen Kunst, zumal bei dem noch jüngern, schüchternen und unentschlossenen Arzte zu vermindern. Im Gegentheil, es sollen ihm damit von Ferne die Klippen gezeigt werden, welchen er beim muthigern Fortschreiten auszuweichen hat; er mag, wenn er die citirten Werke mit Ernst gelesen hat, mit desto größerer Vorsicht, Skepsis und Gewissenhaftigkeit seinen schönen und belohnenden Zweck zu verfolgen trachten und am Krankenbette, als Physiatriker, an den uralten ewig wahren Dogmen der innern Heilkraft der Natur halten, mit denen er allein nur die Ernte einer bessern Zukunft vorzubereiten und alle, die lichtvolle Heilkunst bedeckende Nebelwolken zu durchbrechen und zu zerstreuen vermag. Denn wer von uns sich ernstlich fragt: welche Medizin nach so vielen Gestaltungsepochen, die die Kunst nach so vielen Erfahrungen, nach so vielen Ein-, Aus- und Umbildungen des theoretischen Theils und aller Doktrinen, die die Gesammtheit der Heilkunde ausmachen, die heutige sei? —

kann sich nur antworten; die alte, die Lehre des Koischen Meisters, der vor zwei Jahrtausenden das Orakel der Wissenschaft von den Wänden des äskulapischen Tempels gelöst hat. Gerade jemehr sich das Gebiet der heilkundigen Erkenntniß aufhellt, desto mehr tritt die Wahrheit der alten Dogmen und die Reichhaltigkeit gediegener Erfahrungssätze hervor; durch alle Veredelungsstufen in wissenschaftlicher Hinsicht, von dem Calidum, Frigidum und Humidum der Alten bis herauf zu dem Schema der Naturphilosophie: Magnetismus, Elektricität, Chemismus, Galvanismus und zu ihren Wiederholungen in den Grundzügen des organischen Lebens: Produktion und Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität, ist sie stets die alte geblieben; bloß in dem Getriebe der Zeiten und Geister hat sie sich verklärt. Wir finden das Verhältniß der alten und der neueren Zeit nur darin geändert, daß letztere exegetisch begründen soll, was die erste divinatorisch von höhern Mächten empfangen hat. In der alten Zeit war die Medizin Kunst, in der neueren Zeit soll sie Wissenschaft, d. h. Erkenntniß werden, daß die Zufälle, gegen welche der Arzt gewöhnlich zu Felde zieht, und welche er zu tilgen sich abmüht, bei weitem nicht Krankheitserscheinungen, wofür sie gehalten werden, sondern nur verkannte Reaktionserscheinungen und heilsame Naturbestrebungen sind.

Möge diese Erkenntniß ja bald Gemeingut unser Aller werden! —

III.

Aerztliche Lebenspolitik.

Verhältnifs des Arztes zu dem Publikum

von

C. W. Hufeland *).

Für Niemand ist die öffentliche Meinung so wichtig, als für den Arzt. Er ist im eigentlichen Sinne des Worts der Mann des Volks, und die Stimme des Volks entscheidet über ihn. Es muß also sein angelegentlichstes Geschäft sein, sich diese zu verschaffen, und er darf die Mittel nicht verachten, die dazu führen. Es ist ein eitler und sehr übel angebrachter Stolz, wenn junge Aerzte darin ihre Größe suchen, sich über die Meinung des Publikums hinwegzusetzen, und sie für nichts zu achten. Der wahre Stolz der Weisen ist, seinen Zweck auf das vollkommenste zu erreichen; wer aber den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Der Hauptzweck des Arztes ist Heilung; je mehr er Gelegenheit bekommen kann sie auszuüben, desto vollkommner erreicht er diesen Zweck, ein Wohlthäter der Menschen zu werden. Nun ist aber die allgemeine gute Meinung eine Hauptbedingung dazu, und folglich

---

*) Bruchstück aus dessen Aufsatz: die Verhältnisse des Arztes, im Enchiridion medicum. 1836.

gehört das Bestreben sich diese zu erwerben, sich darin festzusetzen, allerdings auch zu den Verpflichtungen eines vernünftigen Arztes.

Es ist wahr, überwiegende Talente, oder ein auffallendes Glück, können die öffentliche Meinung gleichsam erzwingen, ja einen Arzt, selbst gegen die allgemeine Stimme, heben. Aber das sind seltne Ausnahmen. Der gewöhnliche Fall ist, daß der junge Arzt bei dem Publikum allmälig eine Stimmung erregen muß, die ihm günstig ist, und die demselben den Muth und die Lust giebt, ihm das Beste was er hat, Leben und Gesundheit, anzuvertrauen. Die Hauptmittel dazu sind, außer der treuen und gewissenhaften Besorgung seiner Kranken, unerschütterliche Rechtschaffenheit, eine ordentliche Lebensart, Mäßigkeit, das eben geschilderte verständige und gesetzte Betragen, Bescheidenheit, Klugheit und Besonnenheit in seinen Aeußerungen und Urtheilen, Vorsicht in der Wahl der Gesellschaften, Aufmerksamkeit, nicht allein auf das Wesentliche, sondern auch auf den Schein. — Der Arzt, besonders der jüngere, vergesse nie, daß er mehr als ein anderer Mensch beobachtet wird. Er gehört dem Ganzen an; Jeder hat ein gewisses Interesse dabei, den, dem er einst vielleicht sein Leben anvertrauen könnte, genauer kennen zu lernen, und Jeder maßt sich auch das Recht an, ihn zu beurtheilen.

Der Arzt gehört keiner Parthei, sondern dem Ganzen an. Popularität ist sein Element, und Freiheit des Geistes und der politischen Verhältnisse sein edelstes Prärogativ. — Er hüte sich also sorgfältig, Parthei zu nehmen, oder sich in Verbindungen einzulassen, die ihn dazu nöthigen. Vielmehr kann er sich glücklich schätzen, daß ihm sein Beruf erlaubt, ja ihn sogar verpflichtet, von Partheien und äußern Verhältnissen der Menschen keine Notiz zu nehmen und immer nur rein den Menschen zu sehen.

Sehr empfehlend und Nutzen bringend wird es sein, wenn er durch Gespräche oder auch Schriften mehr Aufklärung über

Erhaltung der Gesundheit und vernünftige Behandlung der Krankheiten zu verbreiten, Vorurtheile zu bekämpfen und Einrichtungen zur Verbesserung des allgemeinen Gesundheitszustandes zu Stande zu bringen sucht. Es ist gewiß einer der sichersten und rühmlichsten Wege, wodurch ein junger Arzt Nutzen stiften, seinen Namen zur Kenntniß des Publikums bringen und sich Ruf und Zutrauen erwerben kann. — Nur gehe er mit Vorsicht und Klugheit zu Werke, wenn er eingewurzelte Vorurtheile oder Lieblingsgewohnheiten seines Publikums angreifen will, denn leicht kann er es durch eine stürmische oder beißende Behandlung des Gegenstandes verderben, und bloß bewirken, daß er sich verhaßt macht, ohne die Sache zu bessern.

Ueberhaupt ist Witz und Hang zur Satyre eine sehr gefährliche Eigenschaft eines jungen Arztes. Bei keinem Menschen ist sie so nachtheilig und mit dem Wesen seiner Bestimmung so unvereinbar, als bei ihm, dem man sich in seiner ganzen Blöße zeigen, und dem man Schwächen und Geheimnisse entdecken soll, die sonst Niemand erfährt, und gewiß ist es, daß der größte Theil des Publikums sich lieber einem beschränkten Kopfe, als einem Spötter oder Witzlinge anvertrauet. — Wie Mancher hat sich nicht durch einen witzigen Einfall unversöhnliche Feinde zugezogen; die Menschen vergeben leichter eine reelle Beleidigung, als eine Spötterei.

Verschwiegenheit ist eine der ersten und unentbehrlichsten Eigenschaften des Arztes, denn sein Beruf bringt es mit sich, daß er die verborgensten Geheimnisse erfährt und die Stelle des Beichtvaters vertritt. Das Glück nicht bloß einzelner Menschen, sondern ganzer Familien, liegt dadurch in seiner Hand, und es würde die höchste Niederträchtigkeit sein, ein solches Zutrauen zu verrathen, oder gar einen absichtlichen Mißbrauch davon zu machen. Aber nicht bloß die Sache, sondern auch den Schein muß er vermeiden, daher so wenig als möglich von andern Kranken sprechen, die darüber an ihn geschehenen

Fragen kurz und unbestimmt beantworten, am allerwenigsten aber sich in Particularitäten und Erzählungen aus ihrem häuslichen Leben einlassen.

Vor allen Dingen hüte sich der Arzt vor dem Rufe eines Spielers, Trinkers, oder Wollüstlings, denn diese Eigenschaften stehen in geradem Widerspruche mit seinem Geschäfte und rauben unausbleiblich das Zutrauen des Publikums. Die erste nimmt ihm das Interesse an den Kranken, die zweite den Kopf, und die dritte die Reinheit und Sicherheit des Charakters, die in den ärztlichen Verhältnissen ganz unentbehrlich ist.

Es ist daher sehr vortheilhaft, wenn der Arzt verheirathet ist und ein gutes häusliches Leben führt. Er wird dadurch nicht allein mehr Zutrauen besonders bei dem weiblichen Theile des Publikums erhalten, sondern auch manchem Verdacht, auch wohl mancher Zumuthung, am besten ausweichen.

Jeder Schein von Gewinnsucht muß vermieden werden. Sie erniedrigt den Arzt und die Kunst, schreckt den unbemittelten Kranken zurück und raubt das, was mehr werth ist, als aller Reichthum — den guten Namen.

Verhältnis des Arztes zu den Collegen

von

C. W. Hufeland.

Es ist zweifach, theils allgemein, theils in Beziehung auf den Kranken.

Was die Ehre betrifft, so sollte gegenseitige Achtung, und wenn diese auch nicht möglich wäre, wenigstens Duldung das erste Gesetz sein. Nichts ist schwerer, als andere Menschen zu richten, aber nirgends ist es schwerer als in der Heilkunst. Es ist daher schon unverzeihlich genug, wenn das Publikum sich darüber abzusprechen anmaßt, aber empörend ist es, wenn Aerzte, die die Schwierigkeiten der Kunst und ihrer Beurtheilung kennen, ihre Collegen mit Härte, Lieblosigkeit oder Geringschätzung beurtheilen, ihre Fehler aufdecken und sich dadurch zu heben suchen, daß sie Andere herabsetzen.

Könnte ich noch die Wahrheit jedem meiner Mitbrüder so lebendig in die Seele rufen, als ich davon durchdrungen bin: Wer seinen Collegen herabsetzt, der setzt die Kunst und sich selbst herab! — Denn einmal, je mehr Fehler das Publikum an den Aerzten kennen lernt, je mehr Aerzte verächtlich sind oder verächtlich gemacht werden, desto mehr muß es ja das Zutraun zur Kunst überhaupt verlieren, und durch dieses

verminderte Zutrauen auf's Ganze wird jedem Einzelnen, und somit dem Tadler auch, sein Theil entzogen. Gewiß, das Publikum würde weniger anmaßend und tadelsüchtig über die Aerzte herfallen, die Fehler derselben würden nicht das Lieblingsgespräch in Gesellschaften sein, wenn diese nicht selbst den Ton dazu angäben und mit schlechtem Beispiele vorgingen. Es setzt den kurzsichtigsten Egoismus und Mangel alles Gemeingeistes voraus, wenn ein Arzt so handeln kann, und sich im Ernste in dem Verhältnisse zu heben glaubt, als er andere erniedrigt. — Ferner widerstreitet ein solches Verfahren den ersten Grundsätzen der Moral und Religion, die uns gebieten, die Fehler Anderer nicht aufzudecken, sondern zu übersehen und zu entschuldigen, und so wird also ein solcher Arzt bei jedem Wohldenkenden mehr verlieren, als der, den er herunter zu setzen suchte; denn jener verliert nur als Künstler, er aber als Mensch, und eine schlechte Handlung ist mehr, als eine schlechte Kur. — Endlich sollten sie doch denken: mit welchem Maaße ihr meßt, wird euch wieder gemessen. Wer Andere hart und hochfahrend behandelt, der kann sich darauf verlassen, daß es ihm eben so ergehen werde, und das von Rechtswegen. — Bescheidenheit im Betragen und im Urtheilen ziert jeden, einen jungen Arzt am meisten, wird ihm Freunde bei seinen Collegen, und Gelegenheit zu Behandlung verschaffen, und ihn folglich sowohl in seinen äußern Verhältnissen als in seiner innern Vervollkommnung weiter bringen.

Noch ist die Heilkunst bei weitem nicht zu dem Grade von Vollkommenheit und Bestimmtheit gelangt, um über alle Heilmethoden absprechend urtheilen zu können; noch besitzen wir keinen Kodex, der gesetzmäßig und allgemein gültig wäre; noch steht es Jedem frei, sich seine eigene Ansichten des Organismus und seiner Behandlung zu bilden, wenn sie nur der Vernunft und der Erfahrung nicht widerstreiten. Niemand wird leugnen, daß man in dem Heilungsgeschäfte auf verschiedenen Wegen seinen Zweck erreichen kann, und daß die scheinbaren Wider-

sprüche in der Behandlung sich durch die mannigfaltigen Gegenwirkungen des Organismus in Einheit auflösen können. Wahrlich, die organische Natur ist nicht so eng beschränkt wie unsere Systeme, sonst würde nicht eins nach dem andern haben geltend gemacht und mit Glück angewendet werden können. — Am Ende bleibt doch Erfahrung, und die daraus richtig abgeleiteten Resultate, das einzige Wahre und Beständige in der Medizin, und je länger und verständiger ein Arzt das Verhalten des lebenden Körpers gegen die Einwirkung der Außenwelt und besonders der Heilmittel beobachtet hat, je mehr er die Kräfte der letztern hat würdigen und mit Gewandtheit benutzen lernen, desto vollkommner ist er als Heilkünstler. — Mag also Jeder sein System, seine eigene Ansicht der Dinge haben, mag besonders der jüngere Arzt sich glücklich fühlen, in den Besitz der neuesten und vollkommensten Ansicht gekommen zu sein, und Alles schulgerecht deduciren zu können; nur glaube keiner, daß er allein in dem Besitz der Wahrheit sei; er habe Achtung vor der Meinung anderer, und besonders älterer durch Erfahrung gereifter Aerzte, und er denke recht oft daran, daß, wer Alles zu wissen glaubt, nur auf der ersten Stufe der Kunst steht, und daß der Anfang des Zweifelns, und die Erkenntniß dessen, was man nicht weiß, das sichere Kennzeichen und zugleich das einzige Mittel des Fortschreitens ist.

Der junge Arzt schätze in dem ältern die Reife der Erfahrung, den geübten tiefen Blick, den Umfang und die Gründlichkeit der Kenntnisse, die Unterscheidung dessen, was zur Kunst wesentlich und zweckmäßig ist, von dem Unwesentlichen und Leeren, den praktischen Takt, die Kunst (die eigentlich den großen Praktiker macht, und die nie erlernt, sondern nur erübt werden kann), das Allgemeine in die spezifische Form des Subjektes überzutragen und sowohl den Fall als die Behandlung auf's feinste zu individualisiren, die Kenntniß und Würdigung der Heilmittel mit ihren feinern und spezifischen Eigenheiten, und endlich die Kunstfertigkeit, in Allem den rechten Ort, Zeit

und Maaß zu treffen. Er suche durch Bescheidenheit, Wißbegierde und Empfänglichkeit sein Zutrauen und seine Freundschaft zu erwerben, befrage ihn in schwierigen Fällen um Rath, benutze seinen Umgang, und er wird nicht bloß für seine Ausbildung viel gewinnen, sondern sich auch eine Stütze an ihm verschaffen, die einem jungen Arzte so noth thut. — Der ältere Arzt aber ehre in dem jüngern den frischen reinen Blick, die neue Ansicht der Natur und Kunst, die rege Kraft, die Wißbegierde, das Streben nach Wahrheit, den Fleiß und die Anstrengung, das Verdienst des redlichen Wollens, die wissenschaftliche systematische Bildung; er bedenke, daß er auch diesen Weg hat gehen müssen, und wie schwer es dem Anfänger wurde; er nehme sich seiner wohlwollend und väterlich an, theile gern aus dem Schatze seiner Erfahrung mit, mache ihn in vertraulichen Stunden und mit dem Tone der Herzlichkeit auf seine Fehler aufmerksam, und entschuldige und bedecke sie vor dem Publikum; besonders in Fällen von gemeinschaftlicher Behandlung und Konsultation sei er vorsichtig und human, denn da kann der Ausspruch des alten Meisters oft über das ganze Glück des jungen Mannes entscheiden.

Ueberdies ist es ja eine ausgemachte Wahrheit, daß in der Medizin der kleinste Umstand die Lage der Sache und ihre Beurtheilung ändert, und es schlechterdings unmöglich ist, über das Heilverfahren eines Andern zu urtheilen, wenn man nicht selbst dabei gegenwärtig war und sich von allen Umständen genau unterrichtete.

Es bleibt also dabei, daß es immer entweder Mangel an Verstand, oder an Kenntniß, oder an gutem Herzen, oder wohl gar ein böses Gewissen anzeigt, wenn ein Arzt nachtheilig über seine Collegen urtheilt, und es ziemt dem rechtlichen Arzt, auch dann, wenn er dazu aufgefordert wird, entweder sich damit zu entschuldigen, daß man in der Medizin ohne die genaueste Kenntniß des Falls gar nicht urtheilen könne; oder, wenn dies nicht möglich ist, Alles zum Besten seines Mitbruders zu

erklären, welches nicht schwer ist. So wird er jederzeit sich und die Kunst ehren.

Was den zweiten Punkt, das Verhältniß des Collegen zu den Kranken betrifft, so kommt hier zuerst die gemeinschaftliche Konsultation in Betracht. Im Ganzen genommen ist der Nutzen derselben, besonders wenn sie zahlreich sind, sehr problematisch. Sind die Meinungen gleich, so hat die Vereinigung mehrerer keinen Nutzen; sind sie reell verschieden, so entsteht gar zu leicht Verwirrung und Halbheit in der Behandlung; nur gar zu leicht mischen sich Leidenschaften und Persönlichkeiten ein, und, was das schlimmste ist, das Interesse an dem Kranken und an der Kur wird leicht, auch bei dem bessern Arzte, durch die Einmischung mehrerer getheilt und vermindert. Doch kann es Fälle geben, wo sie nützlich, ja unvermeidlich sind: wenn die Krankheit sehr verwickelt und hartnäckig ist, und der Arzt ungewiß zu werden anfängt; wenn der Kranke wankend wird und das Zutraun verliert; wenn große Verantwortlichkeit mit der Kur verbunden ist, oder wenn das Herz dabei interessirt ist, wobei man sich nicht trauen darf.

Soll nun aber eine Konsultation wahren Nutzen für den Kranken bringen, so muß sie folgende Eigenschaften haben:

Sie sei nicht zahlreich; zwei, höchstens drei Aerzte sind hinreichend; sie werde aus solchen Aerzten zusammengesetzt, die nicht entschiedene Feinde sind, die nicht starrsinnig, nicht Partisans einer Sekte a priori, sondern durch reife Erfahrung gebildet sind, und die das Talent haben zu verstehen, und in die Gedanken Andrer einzugehen.

Sie beschäftige sich hauptsächlich mit der Diagnostik, der Bestimmung der Ursachen und des Charakters der Krankheit, und dann mit Festsetzung des Heilplans. Die Ausführung und Leitung der Kur muß aber durchaus nicht einer Kommission, sondern nur einem, dem ordinirenden Arzte, überlassen bleiben.

Der höchste Grundsatz für jeden konsultirenden Arzt muß aber immer bleiben, nichts als das Wohl der Kranken vor Augen zu haben, und seine Individualität in der Vereinigung mehrerer Kräfte zu diesem gemeinschaftlichen Zwecke ganz aufgehen zu lassen. Wären die Aerzte bei Konsultationen nur von diesem einfachen Gefühle recht lebendig durchdrungen, so würde es nie Zänkereien, skandalöse Auftritte und Mißverständnisse geben, und die Konsultationen würden immer eine Wohlthat für den Kranken sein, statt daß die Aerzte oft bloß deswegen zusammen zu kommen scheinen, um sich gegenseitig geltend zu machen, den gewöhnlichen Arzt und sein Verfahren in ein zweideutiges Licht zu stellen, und, anstatt sich einander zu assimiliren, hartnäckig ihre Meinung durchzusetzen. — Das Erste muß also sein, daß der Kranke nie Zeuge der Konsultation sei, sondern erst nach geendigten Unterhandlungen das gemeinschaftliche Resultat, so weit er es wissen darf, erfahre. Es würde im höchsten Grade unedel und zugleich grausam gegen den Kranken sein, wenn der zu Rathe gezogene Arzt sich gegen ihn merken ließe, daß er das bisherige Verfahren für fehlerhaft halte. — Bei der Behandlung setze Jeder seine Meinung bescheiden und gründlich auseinander, und, sind die Meinungen verschieden, so suche man sich gegenseitig zu verständigen, ohne Eigensinn und Rechthaberei sich deutlicher zu machen, und in den Ideengang des Andern einzugehen, um sich entweder demselben anzuschließen, oder im entgegengesetzten Falle ihn desto überzeugender nach seiner Ansicht und Sprache zu stimmen, und man braucht nur seine Meinung in die Sprache des Andern zu übersetzen, um alle Differenz aufzuheben. Hat dieser aber eine Lieblingsidee, oder ein Lieblingsmittel, so gebe man ihm gerne darin nach, wenn nichts Nachtheiliges für den Kranken darin liegt; desto mehr wird man beweisen, daß man nicht durch Eigensinn geleitet werde, und desto mehr Willfährigkeit wird man in der Hauptsache erwarten können. — Sollte aber der Fall eintreten, daß durchaus keine Vereinigung der Meinungen und des Kurplans möglich wäre, dann bleibt kein

anderer Ausweg übrig als die Entscheidung des Kranken. Dieser muß erklären, zu welchem Arzte er das meiste Zutrauen habe, und dessen Heilplan muß befolgt werden.

Nichts ist übler als die Gewohnheit mancher Kranken, außer dem gewöhnlichen noch andere Aerzte insgeheim zu konsultiren, und nichts tadelnswerther, als die Gewohnheit mancher Aerzte, solchen Zumuthungen nachzugeben, ja sie oft dazu zu benutzen, Mißtrauen gegen den gewöhnlichen Arzt zu erregen, und sich Eingang zu verschaffen. — Kein rechtlicher Arzt kann so handeln; er wird solche Anfragen abweisen, und ihren Urhebern das Indiskrete ihrer Zumuthung und die Unmöglichkeit fühlbar machen, ohne Zuziehung des gewöhnlichen Arztes und ohne Kenntniß seines Planes, urtheilen und rathen zu können. Er glaube ja nicht, daß es gleichgültig sei, im Allgemeinen seine Meinung über die Krankheit und die Kur hinzuwerfen. Es können dadurch, auch ohne die mindeste böse Absicht, Zweifel und Mißtrauen in der Seele des Kranken, Schwierigkeiten und unangenehme Verhältnisse für den ordinirenden Arzt entstehen. Sollte er aber einsehen, daß der Kranke falsch behandelt wurde, so tritt freilich der höchste Zweck der Heilkunst, Rettung des Kranken, ein, dem alle politischen und collegialischen Rücksichten nachstehen müssen. Dieser muß erfüllt werden, und ist also dringende Lebensgefahr vorhanden, so muß er ohne weitere Rücksprache sogleich thun, was ihm sein Gewissen und Pflicht rathen. Dies kann kein Arzt, wenn er billig denkt, übel nehmen. — Ist hingegen der Fall nicht dringend, so muß er entweder eine Konsultation vorschlagen, oder, wenn dies der Kranke aus besondern Ursachen durchaus nicht will, so muß er, ohne dem Kranken das Mindeste merken zu lassen, insgeheim dem Arzte seine Meinung über eine bessere Behandlung mittheilen. So kann er die Pflichten gegen den Kranken und gegen den Collegen vereinigen, und jenem helfen, ohne diesem zu schaden. — Hat aber der Kranke das Zutrauen zu seinem Arzte ganz verloren und ist entschlossen,

sich allein der Sorge eines andern zu überlassen, so kann und darf es dieser eben so wenig versagen, als jener es übel aufnehmen, da das Zutrauen der Menschen frei und achtungswerth ist. Nur handle man dabei von allen Seiten offen und wie es gebildeten und gesitteten Menschen geziemt.

Geht ein Kranker von einem Arzte zum andern über, so ist es sehr gewöhnlich, daß er, eben um diesen Schritt zu entschuldigen, dem vorigen recht viel Böses, mit Recht oder Unrecht, nachsagt, und leider bringt es die Politik gemeiner Aerzte mit sich, dem beizupflichten und das bisherige Verfahren sehr tadelhaft zu finden. Aber nicht so der rechtschaffene Arzt. Er fühlt, daß ein solches Betragen unedel gegen seine Collegen und selbst grausam gegen den Kranken wäre, dem es nothwendig doppelten Kummer machen muß, wenn er überzeugt wird, nicht allein Zeit und Mühe verloren, sondern auch wohl seine Krankheit noch verschlimmert und unheilbar gemacht zu haben. Es ist unbegreiflich, wie es einem fühlenden Menschen möglich ist, einem Leidenden durch solche Erklärungen oft noch die letzten Tage des Lebens zu verbittern. Auch hier wird er also, wenigstens aus Liebe zum Kranken, wenn nicht aus collegialischer Humanität, das bisherige Verfahren des Arztes gut heißen, die Zweifel des Kranken darüber beruhigen und den mangelnden Succeß auf Rechnung anderer Ursachen zu schreiben suchen.

Etwas über die Zwistigkeiten der Aerzte und ihre Ursachen

von

dem weiland Geheimenrath und Leibarzt Dr. Johann Peter Frank*).

Warum kann man den Aerzten beinahe aller Gegenden den Geist der Unverträglichkeit zur Last legen? — eine für jeden rechtschaffenen, wohl erzogenen Mann, der sich dieser Gesellschaft einverleibt sieht, demüthigende, aber auf leidige Erfahrungen gegründete Frage, deren Beantwortung längstens für den Staat hätte von Wichtigkeit sein sollen, wenn bei dergleichen Betrachtungen nicht mehr darauf gesehen worden wäre, die Arzneiwissenschaft selbst herabzuwürdigen, als der Quelle des so gemein schädlichen Uebels nachzuspüren, und so den Staat auf den Zustand einer ihm unter solchen Mängeln furchtbaren Gesellschaft aufmerksam zu machen.

Das Figulus Figulum adit löst bei weitem den Knoten nicht auf; wenn Laien den Grund medizinischer Zwistigkeiten bloß in der Ungewißheit der Arzneikunst entdeckt zu haben glaubten, so geben sie gewiß ihre eigene in dieser Wissenschaft zu

---

*) Aus J. C. F. Scherf's Archiv f. mediz. Polizei. 1783. Bd. 1.

erkennen, die lange nicht allein menschelt; aber gewiß im Verhältniß ihrer Ungewißheiten allzu viele Zänker ernährt.

Ich habe gefunden, daß nach den Theologen, welche mehr in's Große arbeiten, die Aerzte einander am meisten widersprechen, ohne doch glauben zu können, daß der Grund bei beiden Facultäten gleich sei, oder, wenn er es wäre, daß er durch gleiche Mittel zu heben stünde. Zehn auf einer und der nämlichen Schule erzogene, mit gleichen Diplomen versehene Aerzte, welche unter einem gemeinschaftlichen Lehrer, in dem nämlichen Spitale einerlei Kranke auf einerlei Weise beurtheilt haben, hören meistens auf, von der nämlichen Denkungsart zu sein, sobald sie für sich bei einem Kranken zusammentreffen. Hier kann nicht wohl Verschiedenheit in den Kunstgrundsätzen die Ursache der verschiedenen Schlüsse sein, sondern es muß ein Fehler selbst in der Arzneiverfassung verborgen liegen, welcher das Räderwerk so oft unrichtig gehen macht. Daß aber dieser Fehler den besten Einrichtungen noch in einem sehr hohen Grade eigen geblieben ist, sahen wir erst bis zum Ekel noch kürzlich aus dem Beispiele zweier Stadtärzte, die sich, unter einer berühmten Medizinalverfassung, vor den Augen Deutschlands um einen blauen Hintern herum haderten, daß das Land erschallte.

Mehr oder weniger laut geht es aber beinahe überall zu, wo mehrere Aerzte zusammen wohnen; und so geben wir immer das alte Aergerniß, um so Vieles auch unsere heutigen Begriffe mehr aufgeheitert und unsere Heilart weniger willkührlich ist. Den Gesunden geben wir unaufhörlich über uns zu lachen, inzwischen wir jährlich eine große Anzahl von Familien zum Weinen nöthigen.

Der Gegenstand, womit sich jeder praktische Arzt beschäftigt, ist aber auch von einer solchen Natur, daß jeder noch so gute Einfall eines zum Beirath aufgerufenen Arztes immer den Gedanken zurück läßt: dies hätte man wohl eher denken sollen — — — und daß folglich, wie immer die Sache ausfalle,

allezeit Gelegenheit zu mancherlei kränkenden Vermuthungen gegeben wird. Selten fällt dabei der Erfolg zum Vortheil des zuerst gebrauchten Arztes aus, weil die Genesung meistentheils als das Werk des Consiliums, der üble Ausgang aber als eine Folge der ersten Behandlung angesehen wird. Dies ist die Ursache von dem Widerwillen der mehrsten Aerzte vor allen Consultationen, ein Widerwille, der besonders bejahrten Aerzten eigen ist, wie sich denn überhaupt das Alter gerne im Besitze seines meistentheils gegründeten Vorzugs erhält. Eine bloße Miene des zum Beirathe gezogenen Arztes bestärkt die Anverwandten in ihrem Verdachte gegen den Hausarzt beinahe jedesmal unwiderruflich; und da sind wenige so gar gewissenhaft, daß sie ein Kopfschütteln, oder ein gewisses Nasenrümpfen und eine nur den Anverwandten sichtbare Finsterniß ihres Antlitzes für einen wirklichen Angriff auf die Ehre ihres befangenen Mitbruders ansehen sollten.

Dann geben sich auch meistens die, erst bei dem Ausgange der Krankheit zum Beirath aufgerufenen Aerzte so eine Richtermiene, die so lächerlich ist, als sie für einen denkenden Arzt, dem dieselben zugesellt werden, beleidigend sein muß! Es ist in solchen Augenblicken, wo man jetzt den ganzen Verlauf der Krankheit, so wie den Erfolg der bisher angewandten Heilart sich kann vorlegen lassen, meistens leicht genug, den Charakter der Krankheit mit einer Gewißheit zu bestimmen, welche dem Hausarzt in den ersten Tagen des Zustandes glatterdings unerreichbar gewesen ist. Die großen Krankheiten gleichen sich, so verschieden sie am Ende sind, in ihrem Anfange oft wie ein Tropfen Wasser dem andern, und da, wo noch nicht vorherbehandelte, in ihrem ganzen Verlaufe bereits eingesehene, vielleicht epidemische Zufälle die Natur des so erst angreifenden gleichen Uebels sogleich erklärten, ist dem geschicktesten Praktiker oft nicht mehr zuzumuthen gewesen, als daß er genau beobachtete und auf Geradewohl keinen Schritt wagte, der auf den (sehr möglichen) Fall eines Irrthums tödtlich werden könnte. Jetzt

spricht der consultirte Arzt von demjenigen, was freilich anfänglich hätte geschehen sollen, als wenn es da schon so hell gewesen wäre, als nun, da die Sonne mitten auf dem Horizonte steht — gerade so, als wenn jedes Symptom gleich anfänglich seine bestimmte Bedeutung hätte, und wirft, da das Räthsel jetzt durch die Dauer, Verbindung und Abwechselung der Erscheinungen aufgelöst ist, einen Schatten auf die praktischen Einsichten seines Collegen, welcher das wahre Verdienst des Hausarztes auf die ungerechteste Weise verdunkeln und in diesem gewisse Empfindungen zurücklassen muß, die für die Zukunft, wenn einmal die Reihe zu consultiren an diesen kommt, üble Folgen haben werden.

In großen Städten, wo der vornehmen Kranken und folglich des Consultirens viel ist, hat dieser Umstand unter den praktischen Aerzten zur Aufrichtung besonderer Verbrüderungen Anlaß gegeben, bei welchen der Molierische Grundsatz: **accordez moi la purgation, je vous accorderai la saignée!**“ — nur allzu oft Platz findet. Alles ist da immer recht geschehen, was von dem Hausarzte bisher verordnet worden, und die ganze Consultation läuft immer dahinaus: daß man großgünstig voraussetzen und freundnachbarlich bestätigen muß, daß bis auf gegenwärtigen Zeitpunkt nicht das geringste Versehen Platz gefunden habe. Alles unter dem stillschweigenden Bedinge, daß man sich seinerseits im Nothfalle einer gleichen Behandlung zu erfreuen haben werde, und daß man sich hinwieder zum Consultiren (welches eben so viel hier bedeutet, als gutheißen) bereit finde. Dabei sehen sich oft Männer von einem, dem Kranken oder dessen Freunden bekannten Gewichte, darum von der Berathschlagung ausgeschlossen, weil sie nicht zu der Parthei gehören, oder wenn solche doch verlangt werden, so giebt es großen Lärm im Hause und vielleicht gar vor dem Krankenbette. Hier fallen mir immer die Metzgerhunde ein, welche unter sich für Hunde noch so ziemlich brüderlich auskommen, aber über jeden Fremden, der bei der Schranne vorbeihüpft, sogleich her sind.

Weder Muthwille, noch eine der beschriebenen gleiche Lage verleiten mich, diese Blöße einer Gesellschaft neuerdings aufzudecken, welche dem Staate so viele nützliche, in mancherlei Betracht so große Männer gegeben hat, nur der Wunsch, dem ärgerlichen und so vielen Kranken tödtlichen Hadern einigermaßen begegnet zu sehen, nöthigen mir einige Gedanken über diesen Gegenstand ab.

Sollen die Aerzte mehr als andere Gesellschaften das vergessen, was sie selbst sich einander schuldig sind, so muß, wie gesagt, in ihren Zunftartikeln ein Fehler sein, welcher Aufmerksamkeit verdient. Ein Mittel, das demselben auch nur in etwas abhülfe, müßte der Menschenheit schon von großem Werthe sein! — Sollte man lieber nach dem Vorschlage eines einzigen Schriftstellers, alle Innungen der Aerzte gar aufheben? — Diese Frage ist hier zu allgemein und verdient wohl eine nähere Untersuchung, wozu ich den Platz anderswo bestimmt habe; solch ein Mittel scheint überhaupt die medizinischen Uneinigkeiten am Krankenbette um Vieles vermehren zu müssen. Aber welche Verfassung giebt unter uns Anlaß zu unsern Streitigkeiten, und wie ist dem Uebel vorzubeugen?

Ich meines Orts denke, daß unter die wichtigsten Ursachen ärgerlicher Zwistigkeiten der Aerzte in Ausübung ihrer Wissenschaft vorzüglich gezählt werden müsse, daß wir von der Wichtigkeit unseres Berufs zum Theil weder hinreichende Begriffe haben, noch durch eine zweckmäßige Erziehung zu unserem Stande vorbereitet worden sind.

Ich habe die Grundsätze geistlicher Hierarchie in diesem Stücke immer mit Bewunderung betrachtet. Ja, wo noch kein Stand daran dachte, seine eigenen Pflanzschulen zu haben und seine Zöglinge nicht nur in den Wissenschaften, sondern ganz besonders in dem, ihrer künftigen Stellung angemessenen Betragen vollkommen zu unterrichten, — sah man schon unter rohen Völkern geistliche Erziehungs- und Prüfungshäuser aufgerichtet; und noch in unsern Tagen würde in vielen Bisthümern

der gelehrteste und tugendhafteste Mann nicht leicht zu einer Pfarre gelassen werden, wenn er nicht vorher in dem gewöhnlichen Priesterhause die Pflichten seines Standes praktisch studirt hätte.

Der Seelsorger verdiente nun freilich diese frühere Rücksicht; allein der Staat, dem es nicht nur um das Wohl seiner Bürger in der andern Welt, sondern auch um das zeitliche Gedeihen und um die physische gute Beschaffenheit sämmtlicher Glieder zu thun ist, hätte es dabei nicht sollen bewenden lassen, daß Jünglinge, auf meistens fremden hohen Schulen zur Arzneikunst angeführt, bei ihrer Nachhausekunft höchstens im Wissenschaftlichen nur einige Stunden hindurch geprüft, und unter einem allgemeinen Stempel sofort aufgestellt würden, um das edelste Kleinod des Vaterlands, beinahe ohne alle etwas bedeutende Vorschrift, zu verwalten und über Leben und Tod von einer weit größern Menge von Menschen, als je einem Justizhofe zukam, zu disponiren. Vor Allem hätte man darauf denken sollen, dem jungen Arzte noch erst, wenn ich es so nennen darf, eine medizinische Moral, oder einen Begriff von Allem dem beizubringen, was der Staat von dem Manne zu fordern habe, der sich im gemeinen Wesen einer so äußerst wichtigen Stelle unterzieht. Man hätte die Pflichten des Arztes gegen den Staat überhaupt, gegen seine Mithelfer in Verwaltung der Gesundheitspflege, und gegen jeden Leidenden insbesondere, vorerst nach allgemeinen und nach vaterländischen Gesetzen lehren, und dann erst, wenn man von erforderlichen Begriffen über das einem Arzte unentbehrliche Sittliche sowohl, als von den praktischen Fähigkeiten des medizinischen Candidaten hinreichend überzeugt worden wäre, denselben unter fortwährender Aufsicht über die Ausübung des Erlernten freilassen sollen. Ich habe immer der Menschheit zur Ehre geglaubt, daß die mehrsten Vergehungen und Verbrechen ihren Grund in der Unwissenheit haben, und man sage immer so lange man will, daß es den Zankärzten manchmal an guten Einsichten

nicht gebrechen! — ich bin immer versichert, daß sie nicht dazu angeleitet und nicht praktisch genug gelehrt worden sind, die Folgen ihrer Kampfsucht genau zu beherzigen, und früh genug dem Einfluß eines leidenschaftlichen, streitsüchtigen Charakters auf das Leben der Bürger vorzusehen.

Bei aller Kenntniß wird es aber freilich noch unbeugsame Aerzte geben, wenn, wie bisher verschiedentlich gesagt werden konnte, der Staat selbst den Werth des Arztes und seiner Verrichtungen mißkennt, und so diese Gesellschaft eben so sehr vernachlässigt, als diese denjenigen Theil des Staates selbst, der sich ihr, es sei früh oder spät, ohne Widerrede auf Discretion ergeben muß, verabsäumt.

Man hat seit einiger Zeit geglaubt zur Aufmunterung der Aerzte Vieles gethan zu haben, indem der Staat diejenigen unter ihnen, welche sich in Bedienung des vornehmern Publicums hervorthaten, mit fremden Charakteren beehrte. Man sollte vermuthen, daß der Name eines noch so würdigen Arztes, für den in großen Häusern heilenden Mann zu geringe wäre; und die Aerzte sind selbst so gütig, diesem neuen Vorurtheile nachzuhängen, und sich um Titel umzusehen, welche sie nicht selten lächerlich machen! Der Herr Justizrath, der Herr Hofgerichtsrath! — warum nicht wahrer, der Herr Expeditionsrath? — Ich fühle, obschon selbst mit einem fremden Charakter ausgestattet, diesen Tadel nicht — wenn die ganze Stadt im Maimonat noch einen Pelz trägt, so mag ich alleine nicht im Sommerkleide umherwandern, und an Höfen überhaupt, wo der Charakter oder wohl gar der Rock manchmal für die Hauptsache gelten muß, mag eine kleine Eitelkeit verzeihlich sein, wenn sie sich nicht sowohl auf unsere eigene, als auf des lieben Publicums Denkungsart gründet, das auch auf seinem Sterbebette die Etiquette nicht versäumt wissen will.

Die größten Aerzte des Alterthums wußten von dergleichen fremden Verzierungen nichts, und der Herr Geheimerath Hippokrates und der Herr Hofrath Galenus würden jenen Zei-

ten lächerlich gelautet haben. Ungleichheit bei Aerzten, die bloß auf fremden Titeln beruht, macht auf schwache Gemüther sowohl der Kranken, als des Aerztes selbst, einen allzugroßen Eindruck, als daß nicht bei Sammlung der Stimmen Nachtheil entstehen sollte. Glaubt der Herr Geheimerath, daß sein besserer Rang ihm auch in dem Wissenschaftlichen über den bloß praktischen Arzt einen Vorzug gebe, und er wird gebieterisch, so ist leicht vorzusehen, daß seine Forderungen zu weit gehen werden. Der weniger betitelte Arzt empfindet entweder diesen fremden Stolz, wird aufgebracht, verliert dadurch das Gleichgewicht und widerspricht nicht selten aus bloß muthwilligem Kitzel einem vor ihm so sehr ausgezeichneten Manne, wenn auch seine Sache diesen Muth nicht immer berechtigen sollte; — oder er beugt sich tief vor den Orakelsprüchen seines charakterisirten Mitbruders, weil er weiß, daß das Publicum so leicht nicht zu ihm übertreten, und der so verehrte Mann ihm zu schwer auffallen würde. Der Charakter eines Leibarztes oder eines Hofarztes scheint nur weniger auffallend und vielmehr bestimmt zu sein, dem Manne, der die Gesundheit des Fürsten besorgt, einiges sich auf seine wichtigere Verrichtung gründendes Ansehen ohne den Widerspruch zu geben, welchen alle andere Titel bei ihm finden müssen. Das Wort Archiater drückt die Sache noch besser aus, und dieser Charakter sollte, nebst demjenigen eines öffentlichen Lehrers in der Arzneiwissenschaft, das Ziel aller medizinischen Titulaturen sein, weil ein Jeder, der auf solche Namen seinen Vorzug gründen wollte, zugleich den Beweis seiner vorzüglichern Fähigkeiten führen müßte, ohne daß ihn ein Nebencharakter von seinen Collegen gleichsam absonderte. Selbst diejenige Ungleichheit, welche man unter geprüften Aerzten nach dem Grade, wie sie bei der Prüfung bestanden sind, einzuführen vorgeschlagen hat, konnte, meinen ehemals geäußerten Gedanken nach, in der Ausführung keinen guten Erfolg haben, weil eine öffentliche Prüfung ein allzu ungewisses Mittel zu sein scheint, die Fähigkeiten des

praktischen Genies zu unterscheiden, und besonders weil die Einräumung eines sich hierauf gründenden Vorzugs die Unverträglichkeit der Aerzte allzuviel zu unterhalten scheint, und den Mann von der ersten Klasse allzuleicht mit einiger Geringschätzung auf seinen weniger ausgezeichneten Collegen herabsehen macht; ohne daß man von diesem behaupten könnte, daß ihm das Collegium medicum das Recht benommen hätte, zuweilen weiter zu sehen, als selbst diejenigen, welche die Bestimmung der verschiedenen Fähigkeitsgrade noch einer trügbaren Regel übernommen haben.

Die Zeiten sind vorüber, wo ein altes Manuscript oder ein seltenes praktischer Buch, voll von geheimnißreichen Vorschriften, seinen Eigenthümer beneiden machte, und oft den Vorzug eines Arztes vor dem andern in den Augen des Volkes bestimmte; inzwischen ist es ein wichtiger Grund, nicht nur der ungleichen Geschicklichkeit der in einer Stadt wohnenden Aerzte, sondern selbst ihrer Uneinigkeiten und ihres Eigendünkels, daß nämlich die Anschaffung neuer Schriften dem einen unmöglicher ist als dem andern, und so jenen in seiner nöthigen Aufklärung hemmt; diesen aber mit oder ohne Grund auf neuerworbene Vorzüge pochen macht. Ist das gemeine Wesen überzeugt, daß jede neue Entdeckung in der Arzneikunst ohne Schaden nicht unbekannt bleiben könne, so muß es deren Bekanntwerden nicht einem bloßen Unterschiede in den Glücksumständen seiner Aerzte anheimstellen, sondern die Anschaffung der Mittel selbst übernehmen, wodurch ihm jeder Arzt von gleich gutem Willen und gehöriger Anlage gleich nutzbar werden möge.

Eben diese üble Lage noch wenig bekannter Aerzte nöthigt sie auf erniedrigenden Wegen das Zutrauen zu suchen, was ihre Mitbrüder zu ihrem häuslichen Vorurtheile vor ihnen auszeichnet. Ich erinnere mich die Ursache, warum die Schweiz so viele vorzügliche gute Aerzte geliefert hätte, von einem Minister darin angegeben gehört zu haben: „daß der Staat allda

von 25 jungen Aerzten gegen $\frac{3}{5}$ verhungern lasse, und dann in dem Ueberreste vorzüglich geschickte Männer erhalte!! — Vorausgesetzt, daß man in jenen Gegenden die Aerzte so über die Kapelle zieht, und daß, wie allerdings (obschon ohne gleiche politische Absicht) in mehrern Ländern, bloß durch kaltsinnige Behandlung aufkeimender Genien, zu geschehen pflegt, ein so häufiges Caput mortuum übrigbleibt; — so sehe ich nicht ein, wie man mit Ueberlegung solch ein System ergreifen könne, um gute Aerzte zu erziehen. Freilich sehe ich, ohne den beinahe nur in großen Städten und der Empfindung vermehrter Bedürfnisse eigenen Wetteifer, wenige Talente jenen Gipfel der Höhe ersteigen, den weit mehrere, aus Besorgniß, es möchte ihnen von den vielen Competenten einer den Lauf abgewinnen zu errennen pflegen; allein da es in der Heilkunst, was die Ausbeute angeht, nicht sowohl auf Ersteigung des höchsten Gipfels als auf den Beifall des vermöglicheren Publicums ankömmt, so trägt man gewiß dadurch, daß man dem jungen Arzte sein Auskommen so lange vorenthält, Vieles dazu bei, daß eine gute Anzahl vortrefflicher Köpfe entweder dem undankbaren Berufe endlich fluchen, und am Ende des Berges ihr Leben schmachtend zubringen, oder daß sie durch böse List den Pfad ihres medizinischen Mitbruders niederträchtig untergraben, und am Ende doch, obschon unten im Thale, den ganzen Gewinn, wenn er auch von nützlichem Bürgerblut reift, unter sich theilen. Man sieht nicht ein, daß man durch solch eine übel verstandene Oekonomie, nebst unverzeihlicher Erstickung so manchen guten Talentes, den moralischen Charakter der mehrsten werdenden Aerzte muthwilliger Weise verderbe, indem man sie auf der einen Seite außer Stand gesetzt läßt, ihren nöthigen Vorrath von Kenntnissen durch Anschaffung erforderlicher Werkzeuge täglich zu vermehren, auf der andern Seite aber zwingt, sich bei Zeiten auf den Schleichhandel zu legen, und alle noch so niederträchtige Wege einzuschlagen, um ihre Geschicklichkeit und Vorzüge selbst auszuposaunen.

Insoweit also der Staat selbst nicht hinlänglich für die Beförderung der Arzneiwissenschaft sorgt, ist er selbst eine Ursache der Unsittlichkeit und des unedeln Haderns unter seinen Aerzten. Ich bin der Meinung, daß man auf Physikaten und und in mittelmäßigen Städten, wo keine großen Bibliotheken sind, von Seiten des gemeinen Wesens die Anschaffung einer dem praktischen Arzte und Wundarzte nöthigen Büchersammlung selbst übernehmen sollte, und ich glaube, daß dieses ohne so große Schwierigkeiten geschehen könnte. Das Collegium medicum bestimmte zuvörderst von Jahr zu Jahr diejenigen Schriften, deren Durchlesung dem praktischen Arzte von wirklichem Nutzen sein könnte. Wenn so mehrere in einem bestimmten Bezirke aufgestellte Aerzte, anstatt daß jeder von ihnen auf eine sehr kostspielige Weise die unentbehrlichsten Bücher selbst sich anschafft, nur die Zinsen des hierzu erforderlichen Kapitals zu einer eigenen Bücherkasse jährlich ablieferten, der Staat hingegen nur einen mäßigen Beitrag hiezu widmen, oder wo es thunlich wäre, das erste Vierteljahr Gehalt seiner besoldeten Aerzte anweisen sollte; so würde man bald in den mehrsten Gegenden eine kleine Bibliothek für praktische Aerzte und Wundärzte aufgerichtet sehen, worüber dereinst ihre Wittwen und Kinder, die ihres Vaters gelehrte Hinterlassung sonst immer so um einen Spottpreis veräußern, und sich dadurch in Armuth gebracht sehn müßen, keine bittere Thränen zu vergießen hätten, indem der kleine jährliche Beitrag lange nicht den vierten Theil desjenigen Verlustes ausmachen würde, der bei allen öffentlichen Versteigerungen von Privatbibliotheken herauszuspringen pflegt. Was die Weise anbelangt, die angeschaften medizinischen Schriften unter den theilhabenden Aerzten mit Ordnung und Sicherheit in der Stadt oder auch über Feld circuliren zu lassen, so haben wir bereits in allen Gegenden, wo seit einigen Jahren ansehnlichen Lesegesellschafte entstanden sind, ein Beispiel schicklicher Einrichtungen, wobei sich mit der Zeit noch immer Manches verbessern läßt.

Hat der Staat in Ausbreitung mehrerer Kenntnisse unter seinen Aerzten ein Mittel gefunden, einem jeden unter ihnen den Weg zu bahnen, wie er sich durch Wissenschaft und Bearbeitung seines Talents des allgemeinen Zutrauens würdig machen möge, so fällt eine wichtige Ursache der medizinischen Zänkereien hinweg, welche in der Ungleichheit ihrer Bekanntschaft mit den ersten Grundsätzen ihrer Kunst bestanden hatte.

So lange aber das Publicum selbst sogar unwissend in demjenigen ist, was seine Gesundheit, was die Kunst solche zu unterhalten und, wenn sie verloren ging, wieder herzustellen, betreffen mag, so wird es immer selbst den mehrsten Anlaß zu unsern unseligen Zwistigkeiten geben. Das Urtheil, welches man so leicht über die Geschicklichkeit der Aerzte fällt, sollte wirklich tiefe Einsichten in die Natur ihrer Wissenschaft voraussetzen; und doch ist die Bekanntschaft des Publicums mit unsern Grundsätzen so äußerst gering, daß ich oft diesen Widerspruch der unbegreiflichsten Unwissenheit mit sonst tiefen Kenntnissen, bei Männern selbst von einem gewissen Range, nicht zusammen zu reimen wußte. Eben dieser Mangel an Einsichten in das medizinische Fach macht, daß der wahre Arzt von dem Marktschreier selten unterschieden, und ihm meistens nachgesetzt wird. Die Aerzte wissen dieses, und da unter ihnen, wie in allen menschlichen Gesellschaften, der geringste Theil edel denkt, so findet der große Haufe den Weg der Verringerung ihrer bessern Amtsbrüder, und die Kunst der Verläumdung um Vieles leichter, als jenen des zu schwer zu erreichenden innern Werthes in ihrer Wissenschaft. Die Unwissenheit des Volks in medizinischen Dingen ist gewiß die erste Quelle der Quacksalberei und folglich auch der vielen Kriege zwischen denjenigen, die sich als Aerzte um seinen Beifall zu bewerben haben. Daher schlagen alle Mittel zur Ausrottung der Afterärzte aller Orten fehl, und nie wird ein taugliches erdacht werden können, so lange nicht bei der öffentlichen Erziehung für

einigen Unterricht in Dingen, welche unser Leben und unsere Gesundheit betreffen, gesorgt, und so das Publicum nach und nach gelehrt wird, den wahren Arzt von dem medizinischen Windmacher zu unterscheiden.

Hat man dem Volke einmal bessere Begriffe von dem Einflusse des wahren Arztes auf seine Erhaltung beigebracht, so wird es den Schaden einsehen, welches das Aneinanderhetzen seiner Aerzte durch voreilige Machtsprüche über den Vorzug des einen vor dem andern mit sich führt; es wird die Rechte dieses Standes auf seine Achtung und jene des einzelnen Arztes auf eine honette Begegnung in Fällen erkennen, wo die Größe der Gefahr ihm das Zusammentreten mehrer Kunstgenossen für den Kranken zu erfordern scheint; es wird die Folgen der Entzweiung seiner Aerzte auf das Wohl der ihren Disputen zum Gegenstand dienenden Leidenden näher beherzigen und die Nothwendigkeit begreifen, daß jede Obrigkeit, gleich bei dem ersten Zwist, zwischen die Streiter entweder als Vermittler oder als Richter trete, und denselben eine Verfassung gebe, worunter so gefährliche Auftritte seltener werden.

Aber welche Verfassung ist diese, und wie läßt sich hoffen, der alten Krankheit der Aerzte selbst, wo nicht ganz, doch in Etwas abzuhelfen? Diese Frage verdient eine Untersuchung, die hier keinen Platz finden kann. Genug wenn ich hier die Vorsteher der Staaten einstweilen auf diesen Gegenstand aufmerksam mache, und mit dem aufrichtigen Wunsche beseele, die leidende Menschheit durch gewisse Ableiter vor den Folgen des medizinischen Streitgeistes zu sichern. Inzwischen mögen folgende wenige Anmerkungen nebst den obigen dazu dienen, über diese Materie mehr denken zu machen, als bisher geschehen sein mag, oder als ich mir vornehmen konnte, hier zu entwickeln.

Mir scheint es immer, daß, um allen, einem einzelnen Manne leichter möglichen und bei einem praktischen Arzte immer mit Blut bezeichneten Fehltritten einigermaaßen zu begegnen, und noch mehr, um die Aerzte unter sich gesellschaftlicher

zu machen, heilsam wäre, daß dieselben bei schweren Fällen mehr gemeinschaftlich zu Werke gingen, ohne deswegen dem kranken Publicum mehr Unkosten zu verursachen. Nicht daß ich überzeugt wäre, daß viele Aerzte die Sache oft besser machten, als wenige, die ohne großen Lärm den Kranken genauer beobachten können und in ihren Schlüssen durch unnöthige Zweifel weniger irre gemacht werden, sondern weil ich fest glaube, daß eine, nach einer steten, weniger Aufsehn erregenden allgemeinen Berathschlagung vorgenommene Untersuchung verwickelter Krankheitsumstände, vielen Uneinigkeiten consultirender Aerzte vorbeugen und ohne Verletzung der Eigenliebe, zu manchen heilsamen Ueberlegungen zu Zeiten Gelegenheit geben würde. Wenn in Städten unter allen, oder in größern Orten unter einer bestimmten Anzahl praktischer Aerzte wöchentlich nur zweimal über schwerere Fälle unter einer gewissen Ordnung eine Unterredung gepflogen, und Zweifel und Fragen nach den Grundsätzen der Wissenschaft erörtert würden, so glaube ich, daß die mehrsten Ursachen des Gezänks am Krankenbette hinwegfallen müßten. Für weit weniger wichtige Rechtshändel sitzen ganze Collegien zusammen, jeder Rath giebt seine Stimme, und macht ohne Beleidigung seine Anmerkungen über den vorliegenden Fall. Oft wird eine Sache, die beim ersten Vortrage zu keiner tiefern Untersuchung würdig schien, und das Urtheil, wie man sagt, auf dem Rücken mit sich trug, durch eine einzige Anmerkung eines Votirenden, auf einer ganz andern Seite zu betrachten, und ihr auf den Grund zu sehen gelehrt. — Und Krankheiten, welche oft einem ansehnlichen Theil der Einwohner einer Stadt das Leben rauben, die verwickeltsten Zufälle, werden meistens der Beurtheilung einzelner Aerzte allein überlassen, welche sich noch wohl öfter für beleidigt halten, wenn man sich um einen Beirath umsieht, um dem bereits weitergekommenen Uebel wo möglich mit doppelter Anstrengung zu begegnen! — Seuchen, die in ihrem Anfange, wie der redliche Sydenham selbst eingesteht, von dem geschickte-

sten leicht verkannt werden, müssen erst für jeden einzelnen Stadt- und Landarzt eine gewisse Menge nützlicher Bürger erwürgen, bis alle unter jenen, später oder früher, den Feind zu erkennen und ihm zu wehren gelernt haben. Wenn hingegen bei einer gewissen Verbrüderung der Praktiker und bei wiederholten wöchentlichen Unterredungen die Erfahrungen eines einzigen Mitgliedes schon für alle das Signal gegen das fremde Uebel geben, oder wenigstens einstweilen in demjenigen unterrichten könnten, was bisher ohne Wirkung gegen die neu eingerissene Krankheit verwendet worden wäre, und nicht erst von vielen andern, welche die nämlichen Erfahrungen zum Schrecken der Familien machen werden, versucht werden sollte! — Einzelne Praktiker sollen bei der anerkannten unübersehbaren Weitschichtigkeit ihrer Kunst und bei der Kürze ihrer Lebensjahre erst kurz vor ihrem Tode auf einen gewissen Vorrath wichtiger Erfahrungen zählen dürfen, welche sie bei wechselseitiger Mittheilung und Verbindung ihrer praktischen Beobachtungen in den ersten zehn Jahren gewinnen könnten! Gewiß das zutrauliche Publicum ist großmüthig mit uns Aerzten verfahren, daß es uns so einzeln und zerstreut die Beendigung der wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens und Fälle, worüber eine ganze Facultät nachzudenken gehabt haben würde, bloß dem Gutdünken eines oft aller Erfahrung beraubten Mannes überließ. Diese Nachsicht hat uns stolz und unverträglich gemacht; sie hat uns eine Appellation an eine Versammlung mehrerer Aerzte, als eine große Beleidigung und gleichsam für einen Eingriff in unsere Rechte ansehen machen! Es entsteht noch täglich Lärm beim Krankenbette, Tadel und Beschuldigung wechselseitiger Vergehungen in öffentlichen Schriften — und die Arme der Polizei bleiben ruhig über einander geschlagen, man spricht der verehrungswürdigsten und unentbehrlichsten Wissenschaft darum Hohn, und läßt die, welche solche allein entehren, ohne Ahndung ihrer gemeinschädlichen Leidenschaft nachhängen.

Consultationen unter den Aerzten werden, selbst bei der

Veranstaltung, daß wichtige Zufälle nicht ohne alles Vorwissen der wöchentlichen Versammlungen von einzelnen Aerzten behandelt werden, noch immer Platz finden und ihren guten Nutzen haben können, weil der persönliche Anblick und ein gewisser Vorzug im Beobachten, manchen dazu aufgerufenen Arzt in Stand setzen, das am Krankenbette selbst zu sehen, was durch bloße Erzählung manchmal gar nicht, manchmal nicht von allen Hausärzten deutlich gemacht werden könnte. Es erfordern also auch diese eine vernünftige Vorschrift sowohl für Aerzte als für das Publicum, welches deren Zusammenkunft verlangt. Ohne nähere Bestimmung der Pflichten, welche von beiden Theilen in so wichtigen, das Leben einer großen Anzahl dem Staate brauchbarer Bürger betreffenden Beschäftigungen beobachtet werden sollten, ist es nicht anders möglich, als daß der Endzweck der mehrsten Berathschlagungen verfehlt und zu den Entzweiungen der Aerzte beständigfort Anlaß gegeben werde. Was ich sowohl hier, als um anderer Ursachen den gefährlichen Zänkereien unter den Facultätsverwandten vorzubeugen, vorzuschlagen habe, soll zu einer andern Zeit angeführt werden.

Brief eines alten Praktikus an seinen Neffen*).

Mein lieber Neffe und College,

Du schreibst mir, daß, nachdem Du alle Deine Examina cum laude überstanden und nun die praktische Laufbahn betreten hast, mein guter Rath für Deine Zukunft Dir sehr erwünscht sein werde. Du übersandest mir auch einige Flaschen Rheinwein von guter Qualität, wofür ich mich schönstens bedanke und fügest noch das Ersuchen um ein Kapitälchen hinzu, womit der Onkel aushelfen solle, woraus aber nichts werden kann, da ich mein Geld selber gebrauche so lange ich lebe; nach meinem Tode bekommst Du ja ohnedies Alles.

Aber gute Lehren will ich Dir recht gern geben, und wenn Du überlegst, wieviel Zeit und Mühe es mich gekostet hat, dieselben zu sammeln, und welches hübsche Sümmchen ich sodann durch Befolgung derselben zusammengeschlagen habe, so wirst Du wohl einsehen, daß ich Dir ein besseres Geschenk mache, als wenn ich Dir eine Anweisung von tausend Thälerchen zuschickte.

Du schreibst, Du habest das Deinige gelernt und hofftest durchzukommen. Ei nun ja, es wird schon gehen — aber

*) Aus Vetter's Gesundheitszeitung. 1833.

nicht mit dem Wissen und Können — ich habe manchen trefflichen Arzt gesehen, der unbekannt und kümmerlich lebte — sondern mit dem Glänzen und Scheinen, das auch den leeren Kopf, wenn er nur blenden kann, in Ruf und Ansehen bringt.

Den Ruf am Krankenbette erwerben wollen, heißt in einer Badewanne Schwimmkünste probiren — Du mußt Deinen Ruf vor Dir hergehen machen, sonst wird Dir die Gelegenheit ewig fehlen, zu zeigen, was Du kannst. Wenn der Kaffee ruhig steht, bleibt der Zucker unten liegen, Du mußt ihn umrühren, wenn er hübsch süß werden soll. Den Ruf am Krankenbette erworben — lieber Neffe — kann eine böse Zunge, ein neidischer Nachbar, ein Unglücksfall ohne Deine Schuld zerstören; ja so unsicher wie er ist, so falsch sind oft die Gründe worauf er sich stützt. Heute behandelst Du einen vornehmen Mann — Du bist unsicher und ungewiß; aber seine Naturkraft stellt ihn her, ehe Du es dachtest — da schallt Dein Name in Aller Munde, während vielleicht zu gleicher Zeit zwanzig arme Kranke die Schuld Deiner Nachlässigkeit und Unerfahrenheit mit dem Tode büßen. Nach Jahren aber, in denen Du viele und ausgezeichnete Erfahrungen gesammelt hast, stirbt einer Deiner vornehmen Patienten trotz der besten Behandlung durch seine eigene Schuld — Du konntest seine Genäschigkeit, seinen Eigensinn nicht zwingen, aber die Frau jammert, die Söhne beschimpfen Dich, Praxis und guter Name sind weg, und Du magst lange, magst vielleicht Dein ganzes Leben hindurch arbeiten, ehe man Dir wieder Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Heute verordnest Du ein unwirksames Mittel aus bloßer Nachgiebigkeit, morgen ist der Patient wohl und rühmt und preist Dich. Dann wieder magst und darfst Du keines verordnen, Du mußt erst den Gang der Krankheit abwarten — aber der Patient ist ungeduldig, sein Uebel nimmt zu, sein Vertrauen ab. Der Rechtsanwalt verliert den Proceß seines Klienten —

aber der Klient bewahrt ihm sein Vertrauen und schilt auf die Richter, Du verlierst einen Proceß in einer weit höheren Instanz, — wo die ewige Richterin, die Natur, über Leben und Tod entscheidet — Du aber wirst verdammt ob ihres Urtheils.

Ich habe das Alles überdacht, mein Lieber. Ich fing wie Du an, im Vertrauen auf mein Wissen und mit der redlichen Absicht es nach Kräften anzuwenden und zu vermehren. Ich behandelte die Armen, und die Armen segneten mich, denn sie sind dankbar — aber ihr Seegen war still und geräuschlos, wie ihre demüthige Lage. Mein Erbtheil war verzehrt, mein Zustand drückend.

Da kam ein junger Arzt in die Stadt. Er miethete eine prächtige Wohnung, kaufte Pferd und Wagen und fuhr Straß auf, Straß ab im gestreckten Trabe. Bald hielt er vor diesem Hotel, bald vor jenem. Hier hatte er Empfehlungsschreiben abzugeben, dort machte er der Frau, dort der Tochter vom Hause die Cour; er arrangirte Lustpartieen und Polterabende, kannte die angenehmsten Pfänderspiele, die neuesten Contretänze und Wiener Walzer. Wer zu ihm kam, mußte nach Standesgebühr längere oder kürzere Zeit im Vorzimmer warten, und bei der Meldung rief er sehr vernehmlich zur Thür hinaus: Nein, nicht eine Minute habe ich frei — oder: ich komme gleich, aber es ist unmöglich so viel auf einmal zu thun, oder dergleichen. Im Vorzimmer standen müßige Lakaien hoher Herrschaften, die für gutes Trinkgeld dort Parade machten, Arme, die der Herr Doctor zu gleichem Zwecke unterstützte und alle die wartenden Patienten, die sich in Stundenzeit dort anhäuften. Denn er wäre lieber vor Langeweile eingeschlafen, als daß er einen Patienten abgefertigt hätte, ehe nicht der Zweite und Dritte hinzukam. Wenn er dann heraustrat in aller seiner Glorie, die Hülfesuchenden kurz abfertigend, mit huldreicher Miene zu den Lakaien sagte: meine gehorsamste Empfehlung an die gnädige Frau, ich würde sogleich erscheinen; sagen Sie

dem Grafen, er möge mich um 2 Uhr erwarten — und was dergleichen mehr war: und dann die Uhr herauszog und mit lauter Stimme dem harrenden Diener zurief: rasch, rasch anspannen, es ist die höchste Zeit, ich muß zur Fürstin X. — hätte man da nicht glauben sollen, des jungen Mannes Vater sei Aeskulap — seine Mutter die delphische Pythia gewesen? Die Verständigen lachten und nannten ihn einen Charlatan — ich ärgerte mich — aber er lachte auch, denn die Menge staunte und zahlte. Wenn Gefahr war, hatte er einen alten Chirurgus zur Hand, einen guten Praktiker, den brachte er unter dem Vorwande des Aderlassens oder dergleichen mit in's Haus und wußte dann seine Bemerkungen und Winke trefflich zu benutzen. Schien die Sache übel zu werden, so sah er sich nach einem Collegen um, den er zum Sündenbock machen könnte, und so stieg er auf Anderer Schultern von Tage zu Tage. Er schickte die Sterbenden in's Bad oder auf's Land, vielleicht aus menschenfreundlicher Rücksicht auf auswärtige Todtengräber, er war der Reihe nach Brownianer, Empiriker, Magnetiseur — ein Freund Gall's und Lavater's, so lange sie Mode waren, tauschte zuerst den Zopf mit einem Tituskopf um und würde, wenn er heute wieder von vorn anfangen sollte, ganz sicher nach Köthen reisen und als ein vollendeter Homöopath zurückkehren.

Jede Zeitung enthielt eine erkaufte Lobpreisung seiner Kunst, über die er sich den Personen von Ton gegenüber lustig machte oder beschwerte. Solche Dankbezeugungen seien ihm höchlich zuwider, sagte er, und er hätte sie den guten Leuten ernstlich untersagt, aber sie ließen sich nicht abhalten. Der Schalk wußte recht gut, wo Barthel Most holt, und daß man jedem Thiere seine eigene Art Futter geben muß. Und zuletzt hatte er doch recht, inter lupos ululare, wie wir Gelehrten sagen, und Dein Onkel fuhr zum Thore hinaus mit schmaler Börse und dem Vorsatze, es anderwärts wie er zu machen.

Es ganz so arg zu treiben, dazu war ich freilich ein wenig

zu gut und vielleicht auch schon zu alt. Aber ich wußte es so einzurichten, daß in einigen Korrespondenzartikeln aus meinem alten Wohnsitz über meine Abreise geklagt, und der neue Ort glücklich gepriesen wurde, einen Arzt wie mich künftig besitzen zu sollen. Ich suchte eine Frau, und es gelang mir eine zu finden, die etwas Vermögen und viele Verbindungen besaß. Wäre ich jünger gewesen, ich hätte wohl eine reichere bekommen. Ich wandte mein Kapital gut an, gab Gesellschaften, fuhr fleißig umher, wurde bekannt — nun erst hatte ich Gelegenheit zu zeigen, daß ich mehr wußte als Andere, und mein Glück war gemacht.

Es kömmt mir zwar in manchen Stunden so vor, als sei mein besseres Theil in diesem Treiben gar schwer und tief verwundet worden. Wie ich Dir hier so Alles schreibe, bemerke ich mit Wehmuth, wie sehr die Selbstsucht und die Nothwendigkeit uns beherrscht. Und — Du sollst das Geld haben, um das Du mir geschrieben hast, Junge. Ich will Dir nicht zureden, ich will Dir nur Deine Zukunft zeigen. Bete Deine Wissenschaft an, wie eine Göttin, sie wird Dich saugen mit der Milch ihrer Brüste, aber der Weg, den sie geht, ist rauh und einsam und ohne äußere Herrlichkeit. In ihrem Gefolge steht der Mangel, ihre Schätze sind nicht von dieser Welt. — Opfere dem Götzen der Afterweisheit, streue Dein Korn auf die Altäre weltlicher Klugheit und des Eigennutzes — so wird die Welt Dir wiedergeben, was Du ihr darbietest, Eitelkeit, Sinnenlust und den Stolz ihres Glanzes. Nun wähle, — so viel steht in Deiner Hand.

Rechnest Du auf's Glück, oder bist Du Dir eines so ausgezeichneten Talents bewußt, daß es Dir den graden Weg durch alle Hindernisse hindurch bahnen muß, so ist's freilich etwas Anderes, das Glück lächelt wohl auch dem Redlichen bisweilen, aber sich seiner versichern kann nur, wer ihm Fallen stellt und Lockspeise bietet. Das große Talent siegt zuletzt gewöhnlich — aber es ist ein Geschenk der Natur, die

dem großen Arzte das Siegel der Meisterschaft bei der Geburt auf die Stirn drückte. Fleiß und Mühe und Anlagen geben den guten Arzt — mehr wird nur Wenigen zu Theil.

Da bin ich recht in's Predigen gekommen. Nun, sei es drum, alte Leute reden gern viel, und um eine gute Lehre herauszuklauben kannst Du schon ein Paar Seiten lesen.

Dein

treuer Onkel.

Ueber Afterärzte und Charlatans

von

Dr. Theodor Stürmer in Warschau*).

Der wahre Arzt ist selten, seine Kräfte für die hülfsbedürftige Menge zu schwach; grobe Charlatans, Afterärzte drängen ihn oft in den Hintergrund. Da hierbei der beklagenswerthe Kranke am meisten leidet, so ist es von größter Wichtigkeit, einzelne Merkmale anzugeben, an denen grobe Charlatans und Afterärzte selbst von Laien leicht erkannt werden können. Dem Beobachter bieten sich hier im Allgemeinen folgende Klassen dar.

I. Klasse: Professionsärzte. Ordnung A. Der Ultramaterialist, die Rezeptenköpfe Jean Paul's. Sie rechtfertigen Rabener's Witz: „Umsonst tödtet kein Arzt." Sie sind's, die täglich vierzig Kranke besuchen, täglich ein halbes Buch Rezeptenpapier verschreiben. Es giebt kein Uebel, gegen das sie keine Arznei in Bereitschaft hätten. „Verlange Trauerspeisen, und sogleich erhälst Du ein ansehnliches Konvolut von Rezepten, fast die meisten Gerichte, als: Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig unschädlich schwarz zu färben, worunter auch Zitronen und Zwieback bei der Leiche schwarz zu beizen." Lichtenberg.

---

*) Aus der Schrift: Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. Leipzig 1837. 15. Brief.

Wie durch Inspiration scheinen sie die Krankheit zu erkennen, sie fühlen Puls, sehen Zunge, thun einige sibyllinische Sprüche, verschreiben ein Rezept und eilen davon; des Abends kommen sie wieder und verschreiben etwas Anderes. — Wo der wahre Arzt mit Erwartung, Vertrauen und Furcht Wunder thut, verhalten sich die Rezeptenköpfe unthätig. An konsequentes Befolgen eines einfachen Kurplans, der Diät, an Veränderung in der Lebensordnung wird nicht gedacht. Die moralische Kraft von Seiten des Arztes und des Kranken wird nie in Anspruch genommen. Der große Text ihres Lebens ist Brod, Brod! darnach läuft und schreit die Menge. Sie hat es von jeher gethan, aber nicht mit solcher Angst, und nicht mit solcher wahren Angst.

(Arndt, das Zeitalter ꝛc.)

Sie verordnen Mixturen, Pulver, Pillen, Latwerge, Kräuter, in Vielgemischen und kuriren meistens nach einem gewissen Systeme, — sie nennen sich selbst Broussaisianer, Brownianer, Erregunstheoristen, Rasorianer, Naturphilosophen. — Wenn ein solcher Arzt unter gewissen Umständen sich plötzlich für einen Hahnemannianer ausgiebt, wie dieser die Wirkung von Dezilliontheilen vertheidigt und sie seinem Kranken anräth, so ist der grobe Betrug leicht zu erkennen.

Ordnung B. Ultrapsychiker oder Ultrahahnemannianer. Sie halten über Hahnemann's Lehre bei jedem Kranken Vorlesungen; sie nennen sich Homöopathen, tragen Taschen-Etuits mit Pulvern herum, oder Gläser mit Streukügelchen, an deren Stöpsel sie die Kranken riechen lassen; auf diese Weise behaupten sie alle nur denkbare Krankheiten heilen zu können; sie verschreiben nie Rezepte für Apotheken. — Solche Aerzte sind meistens beklagenswerthe, selbstbetrogne Enthusiasten, oder vorsätzliche Betrüger. Letztere sind leicht zu erkennen, wenn ihnen nachgewiesen werden kann, daß sie auch Rezepte in Vielgemischen, in großen, gewöhnlichen Gaben verschreiben.

Ordnung C. Der Gelehrte. Jugo Alricus ein geschickter Arzt. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wußte er gleich, wie sie auf Griechisch heißen. Er erfand viele Universalmedizinen und Lebenstincturen, und wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Alle seine Patienten kurirte er auf Griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daß binnen 3 Jahren über vierhundert Leute an Hippokrates gestorben sind.

(Rabener, Satyren).

Deine Gattin befällt eine hitzige Krankheit; Doktor Jugo beweist Dir, sie dürfe nicht in einem gemalten Zimmer liegen, indem sie durch die Gegenstände an der Wand leicht zu Phantasien angeregt werde, wie Antyllus, ein Arzt des dritten Jahrhunderts, beim Oribasius zuerst angeführt. — Deine Kinder leiden an Würmern; er beweist Dir, daß schon Alexander von Tralles Spulwürmer, Springwürmer und Bandwürmer angenommen, daß Herodot den Bandwurm für ein krankhaftes Produkt der innern Darmhaut angesehen. Einer Deiner Diener wird von einem Hunde gebissen; der Doktor räth, Waizenkörner in der Bißwunde zu erweichen und sie Hühnern zum Fressen vorzulegen, nach Dioskorides Zeugniß eine sichere Probe, die Tollheit der Hunde zu erkennen. — Begegnet er in seiner Praxis einem Epileptischen, so verordnet er ihm Kameelgehirn, Krokodillenkoth, Hoden von einem Hahne, weil es Serapion angerathen. — Den Hippokrates und Galen weiß er auswendig. Leidest Du an irgend einem Uebel, so erzählt er Dir dessen Genealogie, wer es entdeckt, wie es von allen Aerzten aller Zeiten behandelt, in welchen Werken und Ausgaben darüber Auskunft zu finden. Mit steifem, pedantischem, ernstem Wesen redet er eine gelehrte, unverständliche Sprache. Er ist daran erkennbar, daß er alle Aerzte der Gegenwart gering schätzt — die alten Klassiker Allen vorzieht, dabei aber zu verstehen giebt, „er selbst stehe noch höher, als Hippokrates und Galen."

II. Klasse: Titularärzte oder die Leidenschaftlichen. Diesen ist die Heilkunst weder „die hohe himmlische, die sie mit Ambrosia nährt, noch die melkende Kuh, die sie mit Milch und Butter versorgt," sie ist ihnen bloß das Mittel zur Erlangung anderer Nebenzwecke. Sie sind keine Rezeptenköpfe, kümmern sich weniger um Visiten und Geld, aber eben so wenig um ihren Kranken, mehr um Gesunde; sie treiben alles Mögliche mit Enthusiasmus, nur nicht ihre Kunst. Sie lieben, wie ohngefähr Börne sagt, Astronomie, mit Ausschließung der Kometenlehre, weil diese Noth und Krankheiten bringen; Geographie, mit Ausschließung der Kur- und Bade-Oerter; Algebra, doch ohne plus und minus, da das zur Dosenlehre gehört; Oekonomie, aber nicht die arzneiliche; Jurisprudenz, mit Ausschließung der Arzneiwissenschaft; Naturkunde, aber nicht die Lehre von Elektrizität, Galvanismus, Licht, Toxikologie und Pharmakologie; Mechanik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Statistik, alle — ike, nur keine Therapeutik, Makrobiotik und Diätetik. —

Nach ihren verschiedenen Leidenschaften lassen auch sie sich in folgende Unterabtheilungen eintheilen:

Ordnung A. Der Ehrsüchtige. Bei einflußreichen Personen wird dieser Arzt Stunden lang im Vorzimmer warten; keine Gelegenheit zum Gratuliren wird er unbenutzt lassen; er wird sich zu Gefälligkeitsdiensten anbieten, er wird die besten Weine, Austern, Zigarren ꝛc. verschaffen; er wird die Rolle eines Gelegenheits-Lustigmachers übernehmen; — ist er Beamter, so wird er sich im Dienste necken, bedrücken, beleidigen lassen. — Und Alles dieses geschieht, um von Einflußreichen begünstigt zu werden, um irgend einen kleinlichen Zweck durchzusetzen, um einen Titel, einen Rang, einen Orden, eine Sinekur zu erlangen.

„Simon. Und manchmal ist mir, als müßte ich durchaus auf meine Pulsschläge Acht geben, und es würde bei dem einen plötzlich eine schmerzhafte Krankheit ausbrechen.

Arzt. Ihr müßt Pulver nehmen.

Simon. Manchmal muß ich einen halben Tag hinter einander zählen.

Arzt. Und den Trank. —

Simon. Manchmal, als wäret ihr mit allen Euern Arzneien ein Narr.

Arzt (setzt sich). Ja da muß ich Euch nur noch Pillen verschreiben (schreibt). Und nun lebt wohl, ich besuche Euch bald wieder."

(Tiek, Blaubart).

Ordnung B. Die Müßigen, meist Kartenspieler, Champagnerbrüder, verliebte Abentheurer. Letztere sind entweder leichtsinnige Gecken, die jedem Frauenzimmer nachlaufen, —

Zum Willkommen tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein Anderer viele Jahre streicht;
Versteht den Puls fein wohl zu drücken;
Umfasset sie mit feurig schlauen Blicken.

(Göthe, Faust).

bisweilen sind sie starke, kräftige, unglückliche Naturen, deren Temperament, Erziehung, Gewohnheit aber noch stärker, als ihre Vernunft ist, die dann im Drange der Leidenschaft sich selbst aufreiben, Andern Unheil und Verderben bereiten, wo sie handelnd auftreten.

„Der Geist, der ewig ist, übt selbst Vergeltung
Für das, was Gutes er gedacht, was Böses —
Ist selbst sein Unglücksanfang und sein Ende
Sein Raum und seine Zeit. — —
Ich selbst war mein Zerstörer, und der will ich
Fortan auch sein. — Weg, ihr getäuschten Feinde!
Die Hand des Todes ist auf mir — nicht eure."
(Die Geister verschwinden).

(Lord Byron, Manfred).

Ordnung C. Der Schöngeist kömmt, setzt sich an den offenen Flügel und phantasirt. Er spricht über Mozart, Rossini, Chopin, Herz und Moscheles. — Sieht er

ein Gemälde an der Wand, so geht er mit Dir die ganze niederländische, Pariser, Römische und Düsseldorfer Schule durch. Er spricht von Talma, der Mars; über Winkelmann, Thorwaldsen, Lord Byron, Mizkiewicz, Bulwer, Hoffmann, Victor Hugo, Chateaubriand, Manzoni und Pelliko.

Er kennt Bouterweck und Jean Paul's Aesthetik auswendig, schreibt Kommentare zu Göthe's Faust, führt Demoiselle Sonntag oder Carl auf die Bühne, spielt auf Liebhabertheatern Heldenrollen, bleibt beim Kranken Stunden lang, geht, und vergißt das Rezept zu verschreiben.

Ordnung D. Der Politiker. Seine erste Frage ist: Haben sie die Zeitungen gelesen? wie steht es mit Spanien, mit den Karlisten und Orleanisten? Wie mit Talleyrand, Metternich und Brougham? Er kümmert sich um Staat und Regierung, treibt Philosophie, Kameralia, Jurisprudenz, Theologie, um auf die Landesregierung Einfluß zu erlangen; er opponirt der Regierung von seinem Lehrstuhle aus. Sein politischer Schwindel geht so weit, daß er, als Demagoge verdächtig, der Polizei in die Hände fällt.

Ordnung E. Der Eitele. In Gesellschaften, Conzerten, auf Spaziergängen und öffentlichen Orten zieht er die Augen der Menge auf sich; auf Bällen tanzt er, in die geschlossenen Zirkel der Aristokraten drängt er sich ein, mit Pferden und Equipagen treibt er Luxus, seine Ordenskreuze trägt er auffallend.

„Iphis a la main douce, et il l'entretient avec une pâte de senteur. Il a soin de rire, pour montrer ses dents, il fait la petite bouche; il a une démarche molle et le plus joli maintien qu'il est capable de se procurer; il met du rouge, mais rarement; il est vrai aussi, qu'il porte des chausses et un chapeau et qu'il n'a ni boucles d'oreilles, ni collier de perles; aussi ne l'ai-je pas mis dans le chapître des femmes.“

(La Bruyère, Caractères).

III. Klasse: Der egoistische, heuchlerische Charlatan, der Tartüffe; bald Professionsarzt, bald Titulararzt, tritt unter gefälligen Formen, mit feierlichem, sanftem Wesen auf, und ist um desto schwerer zu erkennen; bei Kindtaufen, Ehestiftungen, Erbschaften, Prozessen und Liebesintriguen Anderer spielt er eine Hauptrolle; er ist verschwiegen und meidet jede Opposition, sogar die der Schooßhunde; er sucht die Freundschaft der alten Mütter, Basen, Hebammen, Krankenwärterinnen und Kammerfrauen; er gilt für einen fleißigen Kirchengänger, ließt Witschel's Morgen- und Abendopfer, preist die moralisch-religiösen Erzählungen von Louise Hölder; man weiß von ihm, daß er Arme unentgeltlich behandle; in den Zeitungen wird er oft gelobt. In seinen Reden setzt er auseinander, wie in den neuesten Zeiten die Arzneikunde die größten Fortschritte gemacht, ja bereits der Vollkommenheit ganz nahe sei, wie er aber in seiner Praxis noch etwas ganz Neues beobachtet, geprüft und bewährt gefunden, daß zu solchen Entdeckungen es eines ganz besondern Talents und Geistes bedürfe, daß ein solches Genie auch alles Recht habe, auf seine Vorgänger und Kollegen vornehm herabzublicken, — daß er solches aber aus reiner Menschenliebe unterlasse. Nimmt nun ein Kranker seinen Rath in Anspruch, so bedient er sich einer ganz besondern Taktik: bei einem kleinen Kopfschmerz, Schnupfen oder Zahnweh examinirt Tartüffe, was in den Jahren der Kindheit, der Jungfrau- und ersten Schwangerschaft und der Geburt vorgefallen; jedes einzelne Körpersystem und Organ wird genau untersucht, mit tiefem Kennerblick der Leberfleck an der Nase, die Warze am Finger betrachtet; ernst und bedächtig Brust, Magen und Unterleib betastet u. s. w.; der Puls gleichsam in magnetischer Verklärung gefühlt, mit gespannter Aengstlichkeit auf's Athmen gehorcht; mit neugierigem Staunen werden Schweiß und andere Ausleerungen berochen, von ihnen Einiges zur chemischen Untersuchung mit nach Hause genommen; beim Krankenbette wird eine physiologisch-anatomische

Vorlesung gehalten, ähnliche erlebte Fälle werden erzählt; vor allen Dingen — spricht der Mann viel, gut, zuversichtlich. Auch Tartüffe's natürliche Feinde sind alle andern Aerzte. Zu Zeiten Molière's und Le Sage's nannte ein Arzt den andern einen Ignoranten, Charlatan und dummen Jungen; heute thut man dasselbe nur mit Manier. — Nach dem Namen des Kollegen wird im Vorbeigehen gefragt, die Miene angenommen, als hörte man von ihm zum ersten Mal, oder es wird versichert: „in ihm einen sehr guten Freund zu besitzen." Nichts destoweniger werden die Rezepte des Vorgängers gefordert, mit Gleichgültigkeit, mit Kopfschütteln durchlesen, ein neues verschrieben, diätetische Regeln angegeben.

Die Konsultationen dieser Männer sind zweifacher Art. Die Tartüffe bilden einen Verein, und rufen sich bei jeder Gelegenheit zu gegenseitigen Berathschlagungen. Oder ein Einzelner geht darauf aus, sich auf Kosten Anderer zu erheben. Der Konsultant umhüllt sich mit einer Wolke von ernster Gravität; sein Eintreten, seine Haltung, Sitzen, Stehen, Reden, Schweigen sind berechnet, den Vorgänger verdächtig, sich selbst aber wichtig zu machen. Beim Erzählen des Andern zeigt er ein stummes, bedeutungsvolles Mienen- und Gestenspiel, wie z. B. ein feines, ironisches Lächeln, ein stilles, gleichgültiges Hinbrüten, das Herausziehn der Uhr ꝛc. — Dann beginnt er in seinem Sinne ein ganz neues, anderes Krankenexamen, in der dem Kranken verständlichen Sprache (s. Konsultation, Brief 3.), dem andern Arzte opponirt er nun offen, ohne Rücksicht auf Person, Jahre, Autorität. Ruhe, Ueberredung, Arroganz, Schmeichelei, Gelehrsamkeit, Alles wird angewandt, um den Andern in den Hintergrund zu drängen. Weicht dieser gutmüthig, so nöthigt ihn Tartüffe zum Verschreiben des Rezepts, diktirt ihm stellenweise, durchliest das Verschriebene, verbessert es, spielt mit Manier den Herrn und Meister. Ist der Gegner aber ein Herkules, und widersteht er kräftig, so geht Tartüffe ab, versöhnen wird er sich auf keinen Fall — er muß allein herschen.

Sollte ein ruhiger, erfahrener, bejahrter Arzt einst diese meine Klassifikation der Afterärzte lesen, und sollte er mit bedächtiger Miene sagen: „der junge Mann hat mit verblendeten Augen gesehen, mit exaltirtem Geiste geschildert, sein Gemälde mit finstern Gestalten staffirt, wie die des Salvator Rosa," — so würde ich dem Bedächtigen entgegnen: „Es ist wahr, mein Gemälde hat Gestalten, wie die des Salvator Rosa, mein Gemüth ist aber auch ähnlich dem jenes Malers. Was ich in der Wirklichkeit täglich geschaut und erlebt, zeichnete ich nieder. Wenn ich einst alt, ruhig und kalt sein werde, so kann ich anders sehen, jetzt aber traure ich über Afterärzte, über mich selbst, der ich oft selbst Afterarzt gewesen, bisweilen es noch bin und ernstlich nach Besserem strebe.

„Non, non, ce n'est pas un oeuvre d'art, comme on dit, qu'une conviction profonde, ardente et douloureuse, qui fait corps avec vous, qui se revèle dans vos joies et dans vos larmes, qui vous tient sous son implacable obsession et colore tout de son reflêt puissant — non, non, ce n'est point une question de poésie, c'est une question vitale. Oh si l'on pourrait se choisir une conviction, j'en sais de bien nobles, de bien poétiques, de bien consolantes, au sein desquelles j'irais oublier un doute affligeant, et qui, déployant leurs ailes d'or, m'entraîneraient avec joie dans un monde infini d'espérance et d'amour; mais je le repète, quoique jeune, chaque pas que je fais dans l'étude du monde, de l'histoire et de moi-même, vient ajouter à ma conviction un fait, une date, une preuve."

Eugène Suc, la Concavatcha).

Vom wahren Arzte aber gelten Herder's Worte:

„Ein verständlich nützlicher Mann ist die güldene Münze,
Wo sie erscheinet, kennt Jeder den köstlichen Werth."

Wahrer Arzt ist derjenige, welcher die Kenntniß eines Materialisten und Psychikers nach moralischen Grundsätzen in

allen Lebensverhältnissen, wo es Hülfe bedarf, anwendet. Ein solcher muß in seinem Fache die möglichste Sicherheit besitzen, denn überall wird er Mitbewerber antreffen, mit Schwächen, Unarten, bösem Willen von Laien und Eingeweihten zu kämpfen haben; er muß aber auch gediegene Kenntnisse in den wissenschaftlichen Zweigen besitzen, die zum praktischen Leben unumgänglich sind — denn sein Schauplatz ist: die Erde, sein zu bearbeitender Stoff: die ganze Menschheit, sein Zweck: Glück und Zufriedenheit durch Körper- und Geistes-Gesundheit zu verbreiten; er muß mit einem allgemeinen scharfen Ueberblick die verworrenen Fäden der Erscheinungen leicht zu überschauen, zugleich aber auch beharrlich in die Tiefe, in's Einzelne einzudringen verstehen; was er erlernt, erfahren, was er sich selbst, Andern, dem Zufalle verdankt, sein ganzes Leben und das der Andern benutze er gewandt und beharrlich zu höhern Zwecken; mit starkem Willen in Glück und Unglück, mit Enthaltsamkeit, Klugheit, Edelmuth, rastloser Thätigkeit erwerbe, behaupte und verstärke er das Zutrauen der Menge. Beim Freiherrn von Knigge suchen wir vergebens die Regeln zur Bildung eines solchen Mannes; die Kaltblütigkeit eines Fabricius, die Enthaltsamkeit eines Casas, die Kraft und der Muth eines Gustav Adolph's, die Klugheit eines Oxenstierna, die Gewandtheit eines Talleyrand, der Edelmuth eines Fenelon, die Konsequenz eines Richelieu liefere die Bestandtheile dieses Charakters.

Auf einen solchen Mann wenden sich Aller Blicke, wenn die Mutter leise über der Wiege den Athemzügen des kranken Lieblings lauscht, wenn die treue Gattin beim düstern Lampenscheine am Krankenlager des geliebten Mannes wacht, wenn dieser gramerfüllt die fieberbrennende Hand der theuren Lebensgefährtin hält, wenn die blühende Braut um das Leben des Verlobten zittert, wenn der Jüngling aus kranker Brust sein Herzblut dahinströmen, das üppige Weib die Fülle ihrer Formen dahinschwinden sieht; wenn der Krieger, der Staatsmann,

Kaufmann, Gelehrte alle irdischen Schätze für die verlorne Gesundheit hingeben möchten. Auf einen solchen Mann wenden sich Aller Blicke, wenn das physiche und psychische Wohl der Menschheit erhalten, befördert werden soll — (Armenärzte, Militairärzte, Vorsteher kleiner und großer Verpflegungsanstalten); wenn rein praktische, unentbehrliche Grundsätze über Gesundheit und Krankheit durch Lehre gemeinnützig zu machen sind — (der Arzt als Schriftsteller und Lehrer); wenn das Verbrechen zu entlarven, der unschuldig Angeklagte zu rechtfertigen ist — (Gerichtsärzte); wenn die versagende Menge durch Rath und That zu ermuthigen ist, wo höhere Naturkräfte, Pest, Cholera Verderben über ganze Länder und Welttheile verbreiten.

„Une personne de ce mérite est une des graces de la nature, l'une de ces choses, qui embellissent le monde, qui est de tous les temps et d'une vogue ancienne et populaire, qui nos pères ont estimé, et qui nous estimons après nos pères.

(La Bruyère.)

IV.

Medizinische Länder-, Völker- und Städtekunde.

Die französische, englische und deutsche Medizin

parallelisirt von

Dr. Adolph Mühry in Hannover*).

Die Deutschen sind in folgenden Zweigen wohl ohne Frage voraus: in der Einrichtung der Schulen und Universitäten, in der Staatsarzneikunde, in der gerichtlichen Medizin, in der Geburtshülfe, in der Ophthalmologie. — Medizinische Zeitschriften giebt es in Deutschland über dreißig, in Frankreich über zwanzig**), in England unter zwanzig.

John Hunter kann man vergleichen mit W. Shakespeare. Beide waren Autodidakten, Beide stellten die wahre

---

*) Aus den Darstellungen und Ansichten zur Vergleichung der Medizin in Frankreich, England und Deutschland. 1835. Hannover 1836.

**) Hier scheint ein Irrthum beim Hrn. Verf. obzuwalten, da nach dem uns vorliegenden Almanac général de Médicine. Paris 1836. S. 135 — 140, daselbst allein 29 Journaux de Médecine erscheinen.

Hgbr.

Natur auf ihrem Theater dar und Beider hinterlassene Stücke werden noch immer kommentirt.

Die Kenntniß wissenschaftlicher Zustände anderer Länder ist in Frankreich und England viel geringer als in Deutschland. In diesem Falle dann zeigen die Franzosen eine harmlose Unwissenheit, die Engländer aber oft noch eine vorurtheilsvolle, kränkende Nichtachtung. — Zur Anerkennung auswärtiger Medizin ist es in beiden Ländern die jüngere Generation, welche die weitesten Schritte thut.

In Frankreich kennt man die englische Medizin wenigstens besser als die deutsche; in England kennt man die französische Medizin viel besser als die deutsche. In Deutschland kennt man die englische und französische Medizin ungefähr gleich gut.

In England kennt man die deutsche Medizin schon etwas besser als in Frankreich. Die Engländer nehmen jetzt schnell immer mehr Antheil an der Medizin anderer Länder. Sie haben vor der deutschen einen gewißen dunkeln Respekt, großentheils deshalb, weil sie nicht urtheilen wollen über eine Sache, die ihnen nicht gehörig bekannt ist. Sie finden dabei die Sprache schwer, eine schlechte Schreibart und Theorieen dann aber noch schwerer.

In England dienten zum Unterricht zuerst die Hospitäler mit ihren Krankensälen, und ihnen hinzugefügt wurden dann theoretische Vorlesungen. In Deutschland wurden meistens zuerst theoretische Vorträge auf den Universitäten eingerichtet und nachher wurden ihnen Hospitäler zur praktischen Unterweisung beigefügt.

Ein Franzose und ein Engländer, erzählt man, unterhielten sich einst über eine medizinische Frage. Als jener sprach und nach vorhergehenden längeren Erklärungen fragte, ob der Andere dies zugäbe, antwortete dieser, das Alles habe er von Anfang an schon als ausgemacht angenommen.

Der Stand der Aerzte ist am höchsten geachtet in Eng-

land und besonders in London, wenn man nur die physicians und zumal die fellows des College of Physicians darunter begreift. Denn Jedes, was an sich von Werth ist, wird an relativem Werth erhöht, wenn es selten ist. Dagegen stehen die general practitioners im Allgemeinen, obgleich sie sich so sehr erhoben haben, auch der äusseren Stellung nach, niedriger als die deutschen und französischen Doktoren. Die ärztliche Würde ist ähnlich den Medizinalgewichten, sie gilt im Allgemeinen in allen Ländern ungefähr gleich viel.

Man findet, daß große Theoretiker auch gute Praktiker sein können, obgleich sie Theoretiker sind. Beweise davon geben Boerhave, Cullen, Fr. Hoffmann und auch die Naturphilosophen. Man bemerkt dann eine Kluft zwischen ihrer Speculation und ihrer Ausübung. Ferner können Theoretiker auch gute Praktiker sein, weil sie Theoretiker sind. Die Schüler und Nachfolger sind dann gewöhnlich diejenigen, welche den Zusammenhang zu deutlich und ungeschickt haben wollen und das Ganze verderben, was nur individuell bestehen konnte. Dies macht erklärlich, daß die dogmatisirenden Deutschen die besten praktischen Aerzte sein können.

Wenn man einen allgemeinen Tadel hervorzusuchen und zusammenfassen will, könnte man sagen: Ein französischer Arzt denkt mehr an die Krankheit als an den Kranken; ein englischer Arzt denkt mehr an einen anderen Fall aus seiner Erfahrung als an den vorliegenden; indem dagegen die deutschen Praktiker die gute Lehre haben, welche Hufeland so ausdrückt: „Man generalisire die Krankheit und individualisire den Kranken.“ Die Franzosen generalisiren den Kranken, die Engländer individualisiren die Krankheit.

Man spricht jetzt viel von einer sogenannten Weltliteratur und auch von einer Verschmelzung der Abweichungen der Medizin in verschiedenen Ländern. Die Völker rücken nun zwar an einander, allein wenigstens die Klimate nicht.

Die Medizin in Norwegen 1837,

von

Prof. Dr. F. Holst,

Prof. der Med. an der Friedrichs-Universität zu Christiania.

Die geringe Literatur, der seltene Besuch unseres Landes, seine eigene Sprache erklären die Unbekanntschaft des Auslandes mit dem Zustand der Heilkunst bei uns, und es ist deshalb schwer diesen kurz und bestimmt anzugeben.

Dem lange gefühlten Mangel an einer Universität half S. M. Friedrich VI. 1811 durch Gründung der Univ. reg. Frederic. in Christiania ab, diese wurde 1813 eröffnet. Die Trennung Norwegens von Dänemark im folgenden Jahre verspätete ihre Organisation. Sie ward erst am 28. Juni 1824 vollendet, erst jetzt wurden ihre Verfassung und Privilegien, Feste und Feiertage, Lehrordnung, Examina und Grade, Bibliothek und Museum, so wie ihre Einkünfte und Ausgaben bestimmt. — Ihre vom König ernannten Beamten für die vier Facultäten der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie sind: Kanzler, Vize-Kanzler, 19 Professoren, Doctor. legent., Curator (Pedell, Tutor?); Unter- und Oberbibliothekar, Schatzmeister, Sekretär, Vorsteher (Curator) des botani-

schen Gartens. Den Vorstand und die Administration bildet das akademische Collegium bestehend aus dem Vize-Kanzler (lebenslänglich), dem Dekan jeder Fakultät und zwei Assessoren von der philosophischen Fakultät, die letztere sechsjährig neu ernannt. Angelegenheiten, welche dies Collegium nicht zu entscheiden vermag, gehen an den Kanzler, von diesem an den König. Alle Professoren lesen publice; privatim (bisher selten) über besondere Gegenstände nach Wahl, so daß der Student alle erforderlichen Vorträge gratis hören kann. Auch die Prüfungen, Promotionen, Grade sind gratis. Die Vacanzen in den beiden Semestern (vom 16. Decembr. — 15. Januar und vom 16. Juni — 31 Juli), die religiösen und Universitätsfeste, diese durch lateinische Reden gefeiert; als der Jahrestag der Reformation, Königs Geburtstag, Promotionen, Examina, füllen zusammen 7 Monate aus. — Civis academicus wird der junge Mann nach dem Examen artium (über Dänisch, Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch, Religion, Geschichte, Geographie, Geometrie, Arithmetik, als Theologe auch Hebräisch) und Eid. Er schließt sich alsdann einem besondern Lehrer an, der sein Leiter wird und sein Betragen beobachtet. Ein zweites philolog.-philosophisches Examen an der philos. Fakultät betrifft dann römische und griechische Literatur, Geschichte, Stereo- und Trigonometrie, Elemente der Algebra, Physik, Astronomie, Naturgeschichte, Logik, Psychologie, Metaphysik und Ethik.

Von jetzt geht der Student zum besondern Fache ab. Der Mediziner empfängt einen (1826 von Proff. Thulstrup, Skjelderup, Sörensen, Holst angegebnen) Studirplan, nach welchem er sich zuerst mit Naturgeschichte und Chemie, dann mit Anatomie (theor. und prakt., auch komparativer) und Physiologie, zu beschäftigen und frühzeitig die Krankensäle zu besuchen hat; darauf soll er das Gebiet der Pharmakologie (allgemeine und spezielle), Pathologie und Therapie (med. u. chir.) und Geburtshülfe betreten, und mit Med. forensis und

Geschichte der Medizin schließen. — Die Anleitung am Krankenbett ward früher im Stadt-Hospital, seit 1826 im National-Hospital gegeben. Dieses nimmt etwa 1000 Kranke jährlich auf, 200 Betten für gewöhnliche Patienten, 75 für Syphilis und Hautübel, 25 für Wöchnerinnen. Außer den beiden Oberärzten, Professoren, werden 3 Aerzte durch eigenes Examen gewählt, 4 Candidaten (Studenten) und unbestimmt viele Volontäre leisten die täglichen Dienste.

Examen: 1) Präparat, 2) Schriftliche medizinische Frage (z. B. im Sommer lautete sie diesmal: Explicare et dijudicare praecipuas de medicaminum actione theorias; im Winter Diagnose der Hydrocele). 3) Prüfung am Krankenbett, die Geschichte eines gegebenen chir. und med. Falls schriftlich; 4) 3tägige (9 — 10 Stunden) mündliche Prüfung über alle Vorträge. Der Examinirte erhält nach bestimmten (!) Regeln die Grade: Laudabilis, Haud illaudabilis, Non contemnendus und ein Testimonium als Candidatus medicinae, mit den Rechten zu praktiziren und öffentliche Stellen zu bekleiden.

Nach der Trennung Norwegens fehlte es an solchen Candidaten, man erleichterte deshalb die beiden ersten Examina und zog sie in eins, das Präliminar-Examen, zusammen; seit 1813 fiel der Grund und mit ihm die Erleichterung auf gesetzmäßigem Wege weg; indeß erhoben sich Meinungs-Verschiedenheiten, in Folge deren jetzt zwei Arten Mediziner an der Universität studiren, solche, welche die beiden Examina bestanden (Candidaten der Philosophie) und Präliminaristen; letztere werden auf dänisch examinirt, nach 1. 2. 3ten Rang gradirt, als Examinati medicinae ohne Anspruch auf öffentliche Stellen. Seit 1817 wurden 54 Matriculirte und 69 Präliminaristen examinirt, in der Regel nach 5jähriger Vorbereitung.

Der Candidat steigt zum Licentiat, wenn er die beiden Examina gemacht, das Rigorosum als Laudabilis bestand, eine lateinische These geschrieben und in Gegenwart des akademischen Collegiums ein Colloquium mit den Professoren der

Philosophie über alte Literatur, Geschichte und Philosophie (aus=) gehalten und nach Erlaubniß des Königs seine These öffentlich vertheidigt hat. Eine zweite Dissertation und drei öffentliche Vorträge unter denselben Bedingungen geben ihm dann das Diploma des Doctor med. (vom Decan). — Hut, Ring, Oeffnen und Schließen des Buches (?) sind noch üblich, Kuß und Eid weggefallen. Alle Rechte des Doctors beschränken sich auf Lesefreiheit, weßhalb nur 28 in 23 Jahren diesen Titel erwarben; an den andern Facultäten Keiner. Ausländer mit gutem Testim. vitae, durch Schriften bekannte Männer können die höhern Grade erlangen, ohne den Cursus von unten auf gemacht zu haben.

Die Zahl der Studenten ist gegen 800, 120 Mediziner (1827 nur 40), stets steigend. — Anstalten: 1) Bibliothek, königl. und Privatschenkungen und Ankäufe, 120,000 Vol. 18—19,000 jährlich verliehen; 2 Stunden offen. 2) Botanischer Garten (bei Trien) 6000 Pflanzen, Hörsaal, Herbarium ꝛc.; 3) naturhistor. Museum mehrere Tausend Thiere; 4) Sammlung physikal. und chem. Apparate; 5) astronomische Instrumente und Observatorium; 6) Münzsammlung 14,596 im Jahre 1835; 7) Antiquitäten (records) 6,200; 8) Modelle 168; 9) Nordische Antiquitäten 712; 10) Anatomisches Museum (von Skjeldrup gegründet) 966; 11) Bandagen, Instrumente 548; 12) Pharmaca, 648 Specimina.

Ausgaben. 50,000 Species (75,000 Thlr. Pr.), nämlich Beamte 37,000, Stipendien und Pensionen 1700, Sammlungen 5500, Botan. Garten 1000, Reise zum Studium des Landes 400, Ausgaben der Anstalt 4400.

Einkünfte. Vom öffentlichen Schatze 30 — 33,000 Sp., Zinsen vom Fond, Zehnten, Renten, Gewinn vom Verkauf der Kalender, Immatriculation der Studenten, $\frac{1}{3}$ der Einkünfte des Unterrichts=Departements (board of education) zusammen 17,000 Spec. Die Professoren werden nach vier Graden mit 1050, 1200, 1350, 1800 Spec. jährlich hono=

rirt; der Doctor legens mit 750 Spec.; die Bibliothek 3000; die Anatomie 470; Instrumentarium 180. — Gegenwärtig fungiren: D. D. M. Skjelderup (Anatomie, Physiologie, Med. forensis.), N. B. Sörenssen (innere Pathol. und Therapie, Klinik.), M. A. Thulstrup (äußre Path. u. Therapie, Geburtshülfe), F. Holst (Pharmazie, Toxikologie, Politia medica); Ch. Heiberg (Anat. Chirurgie, chirurgische Klinik). Die von Medizinern besuchten philosophischen Collegia halten: J. Rathke (Naturgeschichte); J. Keyser (Physik, Chemie); J. Esmark (Mineralogie); B. M. Keilhau (id.) Professoren, und Dr. leg. M. N. Blytt (Botanik.).

Apotheken. Man dient in einer privilegirten Apotheke, macht Examen beim Arzt der Stadt oder das Distrikts, wird dadurch Assistent, macht das pharmazeutische Examen, früher in Kopenhagen, jetzt in Christiania, seit 1836 schriftlich und praktisch. Der Candidat muß eine Dissertation schreiben, über ein aufgegebenes Thema; mündlich über Naturgeschichte, Chemie, Waarenkunde, Rezeptlesen, Pharmazie, den Werth und Preis der Droguen und Rezepte; zwei Analysen und ein medizinisches Präparat machen, nebst Angabe des Processes. Jährlich 2 mal Examina vor den Professoren und einem Apotheker. Seit 1816 wurden 34 geprüft. Nächstens wird auch wohl Niemand ohne allgemeine Bildung als Lehrling angenommen werden.

Hebammen. Seit 1815 und 18 ein Gebärhaus, 100—150 Geburten jährlich; der Oberarzt (Professor) unterrichtet, Cursus 1 Jahr. Examen jährlich; 1650 Spec. aus der Staatskasse ersetzen alle Honorare; seit 1816 wurden 320 Hebammen gebildet, 15 im Jahr. Manche Gemeinden schicken Eleven auf eigne Kosten.

Vaccination. Impfung der Variola verboten; Vaccination unerläßlich. Es impfen Aerzte und die dazu von Aerzten priviligirten Männer und Frauen gratis; der Vaccinator kann vom Staat eine kleine Vergütigung fordern. Jährlich werden 20,000 geimpft; vielleicht mehr, als in jedem

andern Lande. Seit 10 Jahren kommen dennoch Pocken bei Geimpften vor. Revaccination besonders während Pockenepidemien.

Hospitäler. Zu den genannten giebt der Staat 4450 Sp. als Schulen für Aerzte und Hebammen des Königreichs. Jede größere Stadt hat ein oder mehrere allgemeine Krankenhäuser; fast jeder der 17 Distrikte ein besonderes für Syphilis, Radesyge und andre maligne Hautleiden; letztere von den Städten unterhalten, im Allgemeinen unvollkommen. Für Wahnsinnige ist schlecht gesorgt. 1824 wurden Comissionäre zur Untersuchung ihres Zustandes ernannt, und der Bericht 1827 gedruckt; vielleicht daß er nachwirkt. Die 17 Irrenhäuser Norwegens, außer das neue in Bergen, (1826) sind nichts, als Aufenthalte für Unheilbare. 1826 waren 1909 Irren (1 unter 551 der Bevölkerung) im Lande, 1005 M. 904 W. und zwar 512 mit Manie, 376 mit Melancholie, 341 mit Dementia, 680 mit Idiotismus.

Gesellschaften. Den Arzt interessiren: Gesellschaft der Wissenschaften von Drontheim 1760 gestiftet; physiologischer Verein von Christiania (1828), besonders aber der „ärztl. Verein" daselbst (1833). Letzterer versammelt sich regelmäßig monatlich von September — Mai, außerdem gelegentlich. Seine Verhandlungen werden veröffentlicht. Außerdem hat Christiania seit 1826 einen wissenschaftlichen Journal-Lesezirkel, seit 1832 ein Athenäum, worin auch medizinische Werke. 1829 bildeten die Studenten eine Gesellschaft für Beförderung der Medizin, monatlich 2 Versammlungen.

Veterinärkunst. Die Schule fehlt; man besucht Stockholm und Kopenhagen, wird nach Examen privilegirt. 1825 ging der Cand. med. C. B. Boeck auf Kosten des Staats nach Deutschland und Frankreich, errichtete als ernannter Lehrer der Veterinärkunde eine Hufschmiede, wo er über die Fußkrankheiten der Pferde und Anlegen der Hufeisen Unterricht

ertheilt. Durch Sammlung von Präparaten und Instrumenten bereitet derselbe eine eigentliche Schule vor.

Medizinal-Verfassung. Die Administration und Execution der Medizinal-Angelegenheiten beruht fast noch allein auf Ordonnanzen von 1672; erst 1832 legte eine Commission einen verbesserten Entwurf den Storthings vor, und wir müssen wünschen, daß er 1839 durchgeht. 1809 während des Krieges wurde zwar in Christiania ein Gesundheitsrath constituirt, aber 1815 vom Könige wieder aufgelöst und ein dreifaches Corps (das Kirchen- und Schulwesen, die Armee und die Marine nebst Quarantaine) organisirt; die Facultät habe die medizinische Anleitung zu geben. Ich habe über diesen Mangel an einer sachkundigen Administration die Wünsche meiner Landsleute ausgesprochen in einer kleinen Broschüre, aus „Eyr 1833. p. 324."

Die Civilbeamten sind: Stadt- und Landphysici (120—400 Sp.), Districtschirurgen und Hospitalärzte; erstere werden durch großen Umfang ihres Gebietes unwirksam; ihre Zahl steigt indeß seit 20 Jahren. In der Armee fungiren, General-Chirurg (800 Sp.), 7 Brigade- und viele Divisions- und Regimentschirurgen. — Aehnlich in der Marine. Außer einer gewissen Anzahl Privat-Prakticanten, waren authorisirte in Norwegen 1816: 99; 1824: 116; 1833: 129 (77 Civil-, 52 Militärärzte), jetzt 140 etwa 1 auf 8570 Seelen. — Für Wohnung, amtliche Reisen und Untersuchungen zahlt der Staat besonders; der Oberchirurg der Marine hat 600 Sp. Das Privat-Honorar ist vertragsmäßig oder wird laut Bestimmung von 1672 berechnet. — Die 27 Privat-Apotheken der Städte stehen unter Aufsicht der Aerzte; diese dispensiren selbst auf dem Lande, bisher nach der Ph. danica, eine norvegica wird nächstens beendet sein. Das Kirchen- und Schulwesen giebt die Medizinaltaxe an, je nach dem Preise der Droguen; empfängt die Berichte, die der Staats- und Privatarzt über Epidemieen, Endemieen und contagiöse Krankheiten, Witterung,

Vorräthe, Armenpflege, Behandlungsweisen, Mortalität, Bäder, Vaccination und über die Apotheken, Hebammen, Sectionen, Legalunterſuchungen, Quackſalber ꝛc. einzuliefern hat. Ein Generalbericht wird dem König vorgelegt und im „Eyr" und dem miniſteriellen Blatte abgedruckt.

Literatur. Zahl und Beſchäftigung der Bewohner, (1769: 733,141; 1801: 883,038; 1815: 885,431; 1825: 1,051,318; 1834: 1,194,812.) beſonders die nur im Lande verſtändliche Sprache lähmt Schriftſteller und Buchhandel; die leichte Communication mit dem Auslande beſchwichtigt den Mangel. Die mediziniſchen Schriften ſind deshalb meiſt durch beſondere Gelegenheiten oder Lokalintereſſen hervorgerufen. Es erſchienen in Chriſtiania Diſſertationen pro Licent. und grad. Doctoris: Catarrhi theoria, Doederlein 1816; Coremorphosis, Heiberg P. I. et II. 1827—29; Functio retinae, J. Hiort I. et II. 1826—30; vom Verf. Acid. nitr. usus medic. 1816; Radesyge quinam sit morbus etc. 1827; über die Gefängniſſe Groß-Brittanniens in Bezug auf die Verbeſſerung der Strafdisciplin in Norwegen 1823; Hiſtor. Bericht über das Nationalhospital 1827; Bericht der Commiſſion zur Prüfung des Zuſtandes der Irren ꝛc. mit Tabellen und Steinſchnitten 1828; N. Sörenſen (im Namen des akad. Senats bei Promotion des Verfs. zum Licentiaten-Grade), über eine fälſchlich für Syphilis gehaltene Halskrankheit, 1817; Adminiſtrations-Ordnung des National-Hospitals 1816; S. Hanſtein, die ind. Cholera, populär, Dramen 1832.

Zeitſchriften. Magazin for Naturvidenſkaberne, Anfangs 1823 quartaliter, von den Proff. Hanſtein, Lunth, Maſchmann, dann von Boek, jetzt vom phyſiograph. Verein zu unbeſtimmten Zeiten herausgegeben. — Eyr, med. Blatt, 1826 von den Proff. Skjelderup und Holſt, jetzt von letzterem, ebenſo veröffentlicht (Abhandlung von inländiſchen Aerzten über inländ. Medizinalſachen ꝛc.) Budſtikken (der Bote) wöchent-

liche, statistische, ökonomische, historische und medizinische Artikel. — Man sieht, schließt Vrf., daß viele Fortschritte zu machen, viele gemacht sind*).

*) Der dänische Typus des Medizinalwesens ist erklärlich; dieser (bemerkt der Uebersetzer dieser Skizze aus dem British and foreign Med. Review Oct. 37. in der Hamb. Zeitschrift Bd. 7. H. 2) besonders im Unterrichte, schließt sich dem englischen an, freilich vom deutschen influenzirt; daß aber der ganze wissenschaftliche Zweig Pfropfreis sei, erkennt man an der starken Divergenz desselben vom praktischen Stamme, am philolog.-philosophischen Examen und seinen unfruchtbaren Blüthen. — In der That die Studirdisciplin scheint viel zu viel zu erziehen.

Die Heilkunde bei den Kirgisen

vom

Russ. Stabsarzte Jarotzki.

In der kirgisischen Steppe existiren 2 Arten Aerzte, nämlich: Dinger, oder wie die Tartaren sagen, Tabuin, er heilt eigentlich mit Kräutern und Wurzeln, und Backsi, den Schamannen (einer Art sibirischer Priester) ähnlich, durch Weissagungen, Austreibung böser Geister und andere Mittel solcher Art. Er trägt Kleider aus Lumpen, welche vorzüglich auf die Phantasie des Kirgisen wirken (wahrscheinlich durch besonders bunten Farbenwechsel derselben), das Gesicht des Backsen ist immer finster; das Auge wild, der Gang langsam. Er ist mit einem musikalischen Instrumente, Gabüis genannt, versehen; vermittelst wilder und durchdringender Töne setzt sich der Backsi gleichsam vorläufig mit den Gemüthern in Verbindung. Ausser diesen Aerzten begegnet man auf der Steppe nicht selten Tartaren, welche sich Mullen nennen, und mit der Kabbalistik und Astrologie bekannt, das Wetter vorhersagen, den Planeten bestimmen, unter welchem Jemand geboren ward, Gebete herlesen, während welcher sie den Kranken in die Augen blasen und spucken, und die Menschen mit Talismanen gegen verschiedene Unglücksfälle versehen. Ich fand in den Kleidern

eines Kirgisen einen solchen Talisman gegen Convulsionen der Kinder eingenäht.

Der Begriff der Kirgisen von den Ursachen der Krankheiten entspricht ihrem halbwilden Zustande. Alles wird von ihnen dem Einflusse der Geister oder Schaman zugeschrieben. Mir begegnete es, einen Kranken zu sehen, der an Bauchwassersucht mit solchen innern Desorganisationen litt, daß man durch die verdünnte Haut des Unterleibes hindurch mehrere Erhöhungen erblicken konnte. Auf meine Frage, was ihm fehle? antwortete der Kranke; hier sind die Häupter zweier Schaman's, die sich in meinem Leibe eingenistet haben; wenn sie ruhig sind, ist mir leicht; wenn sie sich aber zu balgen beginnen, wird es mir sehr schlimm, bis zum Erbrechen von Galle. Die Backsen haben sich schon alle mögliche Mühe gegeben, können sie aber nicht von dort heraustreiben. — Meinen Unglauben in diesem Falle würde er für Ausflüchte oder Betrug gehalten haben.

Abgesehen davon, daß das Klima auf der Steppe ziemlich gemässigt ist, und nur wegen der durchdringenden Winde und der Stürme mit Schneegestöber beschwerlich wird, ist der Kirgise auch äußerst gemässigt in seinen Bedürfnissen. Er braucht nur Schaaffleisch, Milch und Cumiß. Die hauptsächlichsten Krankheitsursachen sind: Erkältung, Unreinlichkeit, Gefräßigkeit, der Rauch in ihren Jurten und ansteckende Krankheiten. Die unter ihnen herrschenden Krankheiten sind: kalte und hitzige Fieber, innere Entzündungen, besonders Ophthalmieen, Gicht, langwierige Ausschläge, vorzüglich Krätze und Flechten, Wassersucht, verschiedene Formen von Syphilis, Masern, Pocken. Keine Krankheit fürchten die Kirgisen so sehr als die Pocken. Bei dem ersten Erscheinen derselben fliehen sie aus ihren Jurten, und überlassen die Angesteckten dem Willen des Himmels; die Entschlossenen allein besuchen zuweilen die Kranken, sich von ihrem Zustande in Kenntniß zu setzen. Theils die Vorurtheile der Kirgisen, theils die Unmöglichkeit, bei ihrem Nomadenleben die Operation auszuführen, verschafften der Kuhpockenimpfung

bisher nur langsamen Eingang. Nicht minder sonderbar ist die Gewohnheit der Kirgisen, da sie doch an eine Prädestination, Barent genannt, glauben, daß sie ihre erkrankten Gefährten mitten auf der Steppe aussetzen, ihnen ein bischen Nahrung hinterlassen, und ihnen in die ermattete Hand irgend eine Waffe zum Schutze stecken; sehr natürlich, daß der Tod oft bei solchem Gebrauche unvermeidlich ist. Da die Kirgisen von kräftigem Schlage und seit der Wiege an alle Witterungsveränderungen gewöhnt sind, so findet man sie in Krankheiten geduldig und gefaßt; ein freies Leben Allem vorziehend, und für dessen Erhaltung zu Allem entschloßen. Man hat mir ein schlagendes Beispiel dafür erzählt: ein Kirgise befand sich eines Verbrechens halber unter Arrest und entlief fast nackt bei fürchterlichem Wetter und Frost. Er ward nach drei Tagen 150 Werst von da ($21\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) erfroren wiedergefunden. Man ersieht daraus, wie weit ihre Verzweiflung geht. Ein barentischer Kirgise hatte eine Schußwunde in die Schulter bekommen, das Blut floß gewaltig. Ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, drückte er augenblicklich die Ränder der Wunde zusammen, milderte so die Heftigkeit des Blutverlustes, und fuhr fort zu fechten. Ich sah einen Kirgisen mit einem Geschwüre unterhalb des Kniees, welches alle Weichtheile zerstört hatte, so daß nur die Knochen übrig blieben, an welchen die Bänder den Fuß festhielten. Dieser Lage überdrüßig, riß der Kirgise kaltblütig seinen Fuß ab, und warf ihn weg.

Die Geduld der Frauen ist sonder Gleichen. So vereinigen sich in der Jurte, wo die Frau in den Wehen liegt, eine Menge Kirgisen. Der Backsi, mitten in der Jurte sitzend, schreit mit wilder Stimme, wie ein Wahnsinniger, macht verschiedenartige Bewegungen, und treibt unter dem gellenden Tone des Cabüis den bösen Geist aus, welcher, nach seiner Meinung, die glückliche Vollbringung zu verhindern sucht. Mittlerweile schlägt die ganze Menge mit Kantschucks in der Jurte herum, schreit, prügelt mitunter auch die mit einem Filze bedeckte

Kreissende, und in dieser Lage stirbt oder gebiert die Unglückliche. — In hitzigen Fiebern, Entzündungen, und überhaupt in Erkältungsfällen, umlegen sie den Körper mit Fellen so eben geschlachteter Thiere, prügeln den Körper des Kranken mit Ruthen; setzen den Kranken mit der gehörigen Vorsicht auf einen Kessel, in welchem Wasser kocht; geben in reichlicher Menge eine Abkochung von Pferdefleisch; in allen Fällen bedecken sie denselben reichlich mit Filzen, Ausdünstung hervorzurufen. Wechselfieber heilen sie gewöhnlich durch Sympathie. Der Backsi zeichnet verschiedenartige, rothe Linien auf einen Pferdeschädel, und wirft ihn an einem Kreuzwege fort, oder er faßt eine eingefangene Schlange beim Kopfe, beißt ihr den Schwanz in der Hälfte ab, und wirft ihre Stücke in entgegengesetzter Richtung. Gegen Brustschmerzen trinken sie die Abkochung der Rosa canina mit Honig oder Butter. In der Krätze wenden sie selbstverfertigte Butter an, oder waschen die Hände in Salzwasser. Zur Reinigung des Magens wenden sie trockene Beeren an, welche man Aroll nennt. Bei heftigem Durste verbrennen sie Pferdemähnen." (Prof. Erdmann in seiner Beschreibung der kirgisischen Steppenvölker verbreitet sich noch ausführlicher über diesen Gegenstand.)

Die Heilkunst unter den Hindus.

Die heilige Schrift der Hindus, das Sanskrit, fast nur Philologen zugänglich, hat uns noch wenig von der medizinischen Weisheit ihrer Götter offenbart; einige Worte derselben verdienen indeß Aufmerksamkeit. — „Wie der Esel ein Bündel Sandelholz trägt, so trägt der weise Lehrer die heiligen Verse im Kopfe davon, darum höret und prüfet jedes Wort, jeden Fuß, jeden Halbvers und jeden Vers dieser 120 Kapitel. Denn Substanz, Geschmack, Eigenschaft, Kraft, Assimilation, Säfte, Elemente, Fähigkeiten, Eingeweide, Organe, Nerven, Sehnen, Gelenke, Knochen, die Erzeugung des Foetus, die Eintheilung der zusammen gehörenden Dinge, die Entfernung fremder Körper aus dem Leibe, die Erkenntniß der Entzündung, der Brüche, der heilbaren, unheilbaren und verbesserlichen Natur der Krankheiten, und gar viele verschiedene andere Dinge können, auch tausendmal betrachtet, selbst den Weisesten verwirren. Darum ist nur der ein Arzt, der diese Bücher fleißig liest." „Dreifach ist die Art der Operationen, die vorbereitenden, die eigentlichen und die beschließenden. Die blutigen Operationen aber achtfach: Schneiden, Trennen, Schröpfen, Stechen, Sondiren, Ausziehen der festen, Entleeren der flüssigen Stoffe, Heften. Darum denke der Operateur an Instrumente, Messer, Aetzmittel, Feuer, Sonden, Schröpfgläser, Igel, 2 Kürbißflaschen, Aetznadeln, baumwollene Lappen, Drähte, Blätter, Seide, Honig, Fett, Milch, Oel, leichte Speise, Abkochungen, Pflaster, Extracte,

kaltes und heißes Wasser ꝛc., und aufmerksame, sichere, starke Gehülfen. Dann setzen sich Braminen und Aerzte an einem guten Mond- oder Halbmondtage ꝛc. gen Osten, und nach angezündetem Feuer ꝛc., und nachdem der Kranke die Muntras gesprochen und leichte Speisen gegessen, setze er sich zu ihnen, und es werde das Messer regelmäßig, je nachdem der Eiter sich zeigt, unter Schonung der Lebenstheile, Nerven, Gelenke, Sehnen, Knochen eingestoßen und rasch aufgehoben; doch bei großen Abscessen sind zwei bis drei Finger Raum für das Messer; diese sind gutartig, wenn ihre Oberfläche eben, und wenn sie umschrieben sind. Dies ist der Vers vom operationsfähigen Absceß: groß, weit umschrieben, nicht zusammenhängend mit Lebenstheilen, zerfloßen eine Zeit lang. — Milde, Schnelligkeit, Schärfe der Messer, kein Schweiß, kein Zittern und keine Unwissenheit machen den guten Operateur. Heilt eine Entzündung nicht, so mache der Arzt eine andere Gegenentzündung bei Fisteln und tiefen Geschwüren. Der Einschnitt sei schräg an der Backe, den Lippen ꝛc.; kreisförmig in der Hand und am Fuß, halbmondförmig um den After, den Penis ꝛc. — Bei widernatürlichen Lagen des Kindes, Uebeln am Unterleibe, Hämorrhoiden, (communicirenden) Steinfisteln des Afters, Mundleiden operire bei leerem Magen (der Kranken). Reinige die Wunde, verbinde nicht zu roh und fest, nicht mit zu vielem Fette, und räuchere die bösen Geister weg. Brahma steht Dir bei, purificire. Gegen die Schlangen und Ottern, die Pischakas, Rundharwas ꝛc., die Nacht- und Schattenwandler, und die in der Erde wohnen, werden Brahma und Dobya Dich schützen, die Berge, Flüsse und Seen, das Feuer, Blitz, Donner und Wolke, und Indra, der Herr der Kaft, Dich erhalten ꝛc. ꝛc. Der Verband wird vorsichtig am dritten Tage gelößt, daß kein Voreiliger es am zweiten versuche, die Entzündung vereint sich dann schwer und langsam!" (N. d. India Journal u. d. Hamb. Zeitschrift.)

V.

Poesieen.

Des Arztes Freuden und Leiden.

Wer ist wohl auf dem ganzen Erdenrunde
Geplagter als ein Medicus,
Der unverdrossen jede Stunde
Für seine Kranken denken muß!

Er muß, wenn wir noch ruhig liegen bleiben
Auf unserm Lager warm und weich,
Für manche Kranke schon Rezepte schreiben,
Als Reisepaß in's Schattenreich;

Und kaum steigt er, noch schläfrig, aus dem Bette,
Kaum hat er seinen Schlafrock angethan,
So fallen ihn schon um die Wette
Die Boten vor der Thüre an.

Was ist's, was giebt's? — Nun muß er Briefe lesen,
Und mündlich stürmt man auf ihn ein;
Wohl dreißig Kranke wollen schnell genesen,
Und Jeder will der Erste sein.

Der hat die Gicht, der liegt in letzten Zügen,
Dem thut der Kopf, und dem die Haare weh;
Zu Allen möcht' auf einmal eilend fliegen
Der arme Doktor mit dem Recipe.

Oft kann der Arzt die Krankheit nicht erkennen,
Denn die Symptome trügen oft;
Und kann der Kranke, was ihm fehlt, nicht nennen,
Dann stirbt er manchmal unverhofft.

Da wird vom Arzt das Büchlein konsuliret,
Wenn eig'ne Kenntniß nicht mehr reicht,
Das er im Wagen immer bei sich führet;
Gleichviel, wenn nur die Krankheit weicht.

Er ist des Todes ew'ger Widersacher;
Wo Jener weilt, da muß der Doktor gehn,
Oft sieht er frohe Erben wohl als Lacher
Am Sarkophag des reichen Vetters stehn.

Doch sehn wir ihn, wie er oft in der Mitte
Der Weinenden, wie das Verhängniß, steht,
Wie flehend nun der Aeltern heiße Bitte
Um Rettung an sein fühlend Herz ergeht.

Um Rettung! ach, es ist ihr einz'ges Glücke,
Das holde Kind, das jetzt im Sterben liegt;
Man hängt verzweifelnd an des Arztes Blicke,
Der still sie tröstend — Hoffnung lügt.

Und setzt sich hin, noch etwas zu verschreiben,
Zum Trost nur, für den Augenblick;
Nun steht er auf, er kann nicht länger bleiben,
Eilt fort, und — kehrt nicht mehr zurück!

Solch' Leiden muß er täglich fast erleben,
Und hart erscheint des Doktors Herz!
Doch hat der Himmel Thränen ihm gegeben,
Und Mitgefühl für fremden Schmerz.

Auch er ist Mensch, doch darf er sich nicht schonen,
Wenn die Gesundheit bei ihm selber schwankt;
Zu denen, die am fernsten Ende wohnen,
Eilt schnell er hin, — sind sie erkrankt.

Da wird ihm oft brühsiedend heiß zu Muthe,
Kaum nimmt er sich zum Kaffee Zeit,
Und greift sogleich nach Stock und Hute,
Auch ist der Wagen schon bereit.

Wir folgen ihm auf seinem Dornenpfade,
Bald steigt er ein, bald steigt er wieder aus,
Trepp' auf, Trepp' ab, fort muß er ohne Gnade,
In manch verruf'nes schlechtes Haus.

Gewiß, er muß auf dorn'gem Pfade gehen,
Was Mancher auch dagegen spricht!
Kommt hier und schaut, Ihr werdet bald gestehen:
„Auf Rosen geht der Doktor nicht!"

Den Bettler soll vom Tode er befreien,
Und eben so die Excellenz;
Nie darf er sich vor einer Krankheit scheuen,
Und wär' es auch die Pestilenz!

Er muß in Hütten, im Pallast des Großen,
Wird es verlangt — zugegen seyn,
Nie darf er sich an Schmutz und Armuth stoßen,
Oft unentgeltlich Zeit und Kräfte weih'n.

Und hat er manche Krankheit auch bezwungen,
Hat er entfernt des Patienten Noth,
Ist's seiner Mühe, seiner Kunst gelungen,
Und floh vom Krankenbett der Tod;

Dann spricht der Undank wohl ganz frei und offen:
„Das Beste hat Natur gethan!"
Doch — starb der Kranke wider alles Hoffen,
Dann war der Doktor Schuld daran.

Es wird von ihm stets willig, unverdrossen,
Das saure Tagewerk vollbracht;
Doch ist der Tag nun endlich auch verflossen,
Für ihn ist lang' noch keine Nacht.

So müd' er ist, er muß noch thätig bleiben,
Das Abendbrod wird schnell verzehrt;
Er muß noch viele Antworts-Briefe schreiben,
An die, die Hülf' und Rath von ihm begehrt.

Nun geht's nicht mehr, die müden Augenlider,
Sie fallen zu, und endlich schläft er ein.
Was Element, was giebt's? — da pocht es wieder,
Er muß heraus; was wird es wieder sein?

Es ist ein Wagen eben angekommen,
Es droht Gefahr, schnell muß er über Land.
So wird dem Doktor auch der Schlaf genommen,
Denn er muß fort, wie uns sehr wohl bekannt.

Fast will die gold'ne Praxis ihn verdrießen;
Was nützt dem Doktor alles Geld,
Kann er sein Leben nicht so froh genießen,
Wie tausend And're in der Welt?

Fällt's Euch noch ein, den Doktor zu beneiden?
Seht Ihr ihn wohl auf Rosenpfaden gehn?
Und dennoch giebt es für ihn hohe Freuden,
Wie wir es selber oft gesehn!

War seine Müh' und Sorge nicht vergebens,
Besiegte seine Kunst den Tod —
Gelang die Rettung eines theuren Lebens,
Entfernte er der Krankheit Noth —

Dann drückt man ihm gerührt und froh die Hände,
Dann hält er den bethränten Blick
Des Dank's oft höher als die reichste Spende;
Er galt ja seinem innern Glück!

Denn Mancher möchte herzlich gern vergelten
Die Müh' und Sorge, die der Arzt gehabt;
Er hört gar oft als undankbar sich schelten;
Doch ach! — das Glück hat ihn nur schlecht begabt.

Er kann ihn nicht nach Wunsche honoriren,
Ist Schaamerfüllt, wenn er den Arzt erblickt,
Und wagt's nun nicht mehr ihn zu consuliren,
Wenn ihn die Krankheit wieder drückt.

Doch wird die Kur ihm reichlich oft vergütet,
Man honorirt mit Dankbarkeit und Lust;
Er wird mit Gold und Titeln überschüttet,
Verdiente Orden zieren seine Brust.

Das lohnt ihn denn für manche Qual und Leiden,
Auch bringt gewiß das liebe neue Jahr,
Nebst guten Wünschen ihm noch baare Freuden.
Es fliegt in's Haus manch' gold'nes Honorar.

Wir gönnen's ihm, sie mög' ihm wohl bekommen,
— Wie er's verdient — die Praxis aurea!
Uns aber sei er immerdar willkommen,
Befreit er uns von Gicht und Podogra.

Doctor Sassafraß.

Mel.: „Wenn der Bursch' aus Halle muß ꝛc."

Bin Doctor Sassafraß genannt,
Und männiglich recht wohl bekannt;
Hab' was gelernet, Gott sei Dank!
Ich mache auch Gesunde krank.

Es war ein Weib im Hospital,
Die kochte gar so wenig Gall;
Da sie mich täglich sehen muß,
Da hat sie Gall' im Ueberfluß.

Ein Mädchen, hübsch und angenehm,
Litt einst an einem Exanthem;
Kaum sah sie mich, im Augenblick
Trat auch das Exanthem zurück.

Ich kannte eine schöne Dirn',
Die war gefallen auf's Gehirn;
Ich stellt' sie in drei Tagen her,
Ich litt' ja selbst an dem Malheur.

In Vogelsdorf, nicht weit vom Main,
Hatt' Einer im Gehirn ein' Stein;
Ich schnitt ihn raus, zum Lohn dafür,
Trag' ich ihn seitdem selbst bei mir.

In Würtemberg, im Städtchen Lahr,
Da operirte ich den Staar;
Er sah sich um, und nicht nur er,
Auch selbst die Leute um ihn her.

Jüngst macht' ich bei des Richters Sohn
Die Lappen-Amputation;
Was ich mir da für Ruhm erwarb:
Der Lappe blieb, der Kranke starb.

Im Krankenhaus seit langer Frist
Kein einziger Nervöser ist;
Seitdem ich draußen praktizir'
Spielt Alles in's Nervöse schier.

Ich hab' mir einen Hut geschafft,
Der hat 'ne ganz besondre Kraft!
Sieht ihn der Kranke auf dem Kopf,
So stirbt er schon, der arme Tropf.

Drum mach' ich groß ingenium
Bald das Prosclatorium;
Komm' mit gekröntem Haupt zurück:
Je größer's Vieh, je größres Glück!

Die Freimaurerfrauen

bei

Theden's Jubiläum 1787.

O Theden, würdiger Greis!
Hygea, Deine Vertraute
Bekränzt mit Tausendgüldenkraute
Ist nicht von Liebe so heiß,
Kann mehr Dich nicht lieben wie wir,
Wir Frauen der Brüder allhier,
O könnten wir Schwestern, wie Du,
Die Lebensfaden länger spinnen:
Wir wollten spinnen, spinnen, spinnen
Und unsere Töchter dazu!

VI.

Miscellen.

Instruction für einen Leibarzt.

(Eine Urkunde aus dem siebzehnten Jahrhundert.)

Von Gottes Gnaden Wir — — urkunden und bekennen hiermit, daß Wir Unseres nunmehr in Gott ruhenden — — Liebden, gewesenen Hof- und Leibmedikum G. P. Medicinae Licentiatum und Stadtphysikum zu E... einer guten Wissenschaft, fleißigen Vorsorge und unverdrossenen Aufwartung willen, als Hof- und Leibmedikum ferner mit angenommen und bestellt haben, dergestalt und also, daß derselbe nebst Befleißigung eines christlichen, gewissenhaften, friedfertigen und nüchternen Lebens und Wandels vor sich und die Seinigen uns hold und gegenwärtig zu sein, unsere Ehre und Nutzen zu suchen, Schaden und Schimpf hingegen wenden, insonderheit aber schuldig sein soll, unsers unmündigen Sohnes Gesundheit vermittelst guter Aufsicht und treuer Sorgfalt wahrzunehmen; durch gute Diät, heilsame Consilia, dienliche Präservatoria alle Zufälle menschenmöglich zu präcaviren, bei entstehenden Anlässen nützliche und kräftige Medicamenta, nachdem er vorher sich des Morbi Art und Eigenschaft wohl versichert, anwenden, dabei aber zu sehen, daß dieselben in der Apotheke nach der Regula der Medizin und denen Rezepten gemäß von frischen Ingredienzien recht zugerichtet werden, auch zu verhüten, daß ohne sein Vorwissen und vernünftiges Ermessen niemand Anders nichts verordnet oder applizirt, sondern unsern unmündigen Sohn

jedesmal die Arzneien von ihm selbst gereicht und gegeben werden, wobei er sich dann sonderlich in Acht zu nehmen wissen wird, daß durch Adhibirung heftiger chymischer oder sonst mißlicher Arzneien, deren Wirkung er durch erhaltene Experienz nicht gewiß versichert, er sich nicht präcipitiren oder sonst übereilen möge. Er soll ohne unser Vorwissen aufs Land nicht reisen, vielweniger des Nachts außer der Stadt bleiben, hierüber auch zum Wenigsten des Tages einmal sich bei Hofe anmelden und sonst daselbst jederzeit dergestalt unverdrossen und treulich erweisen, wie einem aufrichtigen Diener und verständigem Hof- und Leibmediko, dem Gottes, Rechts und Gewissens wegen wohl ansteht, eignet und gebührt. Hingegen und zur Ergötzlichkeit dieser seiner Dienstverwaltung soll ihm aus hiesiger fürstlicher Privatkammer jährlich gereicht werden dreißig Reichsthaler, vier Malter Korn, vier Malter Gerste, 12 Klafter Holz und 10 Schock Reisig, womit er unterthänig content und zufrieden gewesen.

So gegeben — — Weihnachten 1680.

Diagnostische Fehlschüsse.

Interessant ist es mir immer, wenn ein von vielen Aerzten schon behandelter Kranker zu mir gelangt, ihre verschiedenen Ansichten zu erfahren und den Grad ihrer Einsicht mit der Stellung, die sie amtlich oder schriftstellerisch einnehmen, zu vergleichen. Vor drei Jahren fand sich bei mir ein Schauspieler H—n ein, der um Abhilfe einer harten, ein halbes Hüh-

nerei großen Geschwulst hat, die sein Schienbein schmerzhaft belagerte, so daß er weder agiren, noch in Escarpins sich sehen lassen konnte. Nach genauerer Prüfung erklärte ich ihm sogleich, daß die Geschwulst aus einer Anhäufung eiweißartiger, klarer, dehnbarer Lymph-Gelee gebildet werde, die in einer Flechse lagere. Er erlaubte sofort den Einschnitt, und ich konnte, wie vorhergesagt, die Gelee das Zimmer entlang ziehen, ohne daß sie abriß. Nach erregter geringer Eiterung verheilte die Wunde ohne die mindeste Störung. Er theilte mir nun mit, daß er das Uebel 2 Jahre getragen, daß der erste Arzt — ein Leibmedicus — die Geschwulst für einen Aderbruch gehalten und demgemäß durch Compressiren ꝛc. vergebens behandelt habe. Nun sei er zu dem zweiten Arzte, auch einem Leibarzt, geschritten, der, nachdem er herausgeforscht, daß vor Jahren eine Gonorrhöe Statt gefunden, dieß Uebel für ein syphilitisches Nachbleibsel gehalten und, die Knochengeschwulst mit der ganzen mercuriellen Schule zu bekämpfen, lange vergebens versucht habe. Hierauf hätte er sich an einen dritten Arzt, einen Professor, gewandt, der ihm erkärt, daß ein verborgener Krebs, ein fungus medullaris, aus der Knochenhaut hervorwuchere, weshalb er sich einer die Säfte verbessernden Cur habe unterziehen müssen. Was soll man zu diesen Irrthümern sagen, wenn sie in Köpfen nisten, deren amtliche Stellung es mit sich bringt, Studirende zu belehren und antretende Aerzte über die gewonnenen Kentnisse zu prüfen und zur Praxis Concession zu ertheilen! Könnten nur unsere Kirchhöfe reden, wie sie gedüngt werden mit Menschen, die durch ärztliche Unwissenheit den Freuden des Lebens entrissen wurden, so würden die Thüren vieler Aerzte ungeöffnet bleiben.

Krüger-Hansen.
(Curbilder in Bezug auf Cholera 1832.)

Die heutige Therapie

von

Dr. Brück in Osnabrück*).

„Warumb derselbe, so sich unmässig überweinet gern für sich, entgegen der von Bier vollgetrunkne, gemeiniglich hinter sich fällt; die Ursache weiß der Philosophus" sagt P. Abraham a St. Clara. — Es wäre interessant, wie sich alle Philosophen von P. Abraham bis auf unsere Zeit über dieses Thema in Erklärungen versucht hätten. Seitdem Magendie uns belehrt hat, das Reizung der Corporum striat. Vorwärtsgehen, Reizung des obern Theils des Cerebelli dagegen Rückwärtsgehen bewirkt, werden die Philosophi des 19. Jahrhunderts dem Wein ein spezifisches Reizvermögen der erstgenannten Gehirnorgane, dem Bier eine bestimmte Beziehung zum letzgenannten Gehirntheile zuschreiben. Wir können es in der That nicht leugnen, daß gerade diejenige Branche unserer Wissenschaft, um welche wir als Heilende in Anspruch genommen werden, die eigentliche Arzneikunde, noch ebenso empirisch dasteht wie zur Zeit des Hippokrates, und daß der philosophische Faden, welcher sich aus dem Gebiete der Physiologie neuerdings in das der Nosologie hinüberzuziehen beginnt, in dem Chaos der Therapie vergeblich einen Anknüpfungspunkt sucht. Hieraus vor Allem ist es erklärlich, wie die homöopathische Paradoxie unsrer Zeit so zuversichtliche Ansprüche in therapeutischer

*) Casper's Wochenschrift 1836. Nr. 1.

Hinsicht wagen darf, sie beruft sich in letzter Instanz auf die Erfahrung, wie die alte Medizin ebenfalls. Den Kranken, welche vergebens die alte Erfahrung in Anspruch genommen haben, ist es also nicht zu verdenken, wenn sie ihr Heil einmal mit der neuen versuchen, denn sie wollen curirt sein. Juvenis, tua doctrina non promittit opes, plebs vult remedia! rief einst ein Anhänger des Sylvius einem Schüler Stahl's zu.

Haben Adam und Eva einen Nabel gehabt?

In Chr. Tob. Ephr. Reinhard's Schrift: „Ob unsere ersten Uraltern Adam und Eva einen Nabel gehabt? (Hamburg 1752. Berlin 1753. Frankfurt und Leipzig 1755.) heißt es in §. 13: „Nachdem ich endlich beschrieben, was der Nabel sei (§. 4.) und behauptet habe, daß alle lebendig geborne Menschen und Thiere, nach den Gesetzen der Natur mit einem Nabel begabt sein müssen (§. 4 und 7.), die Bestandtheile der Nabelschnur gezeigt (§. 5.), derselbigen Nothwendigkeit in Ungebornen dargestellt (§. 6.) und endlich bei Erwachsenen die gänzliche Verschwindung und Verlöschung der Nabelblutgefäße (§. 4 u. 11.) bewiesen habe, so leitet mich nunmehr die Ordnung der Sache immer näher zu der Untersuchung der Frage, ob unsere ersten Uraltern Adam und Eva von Gott mit oder ohne Nabel geschaffen worden sind? Ich nehme keinen Anstand mich lange zu besinnen, sondern beantworte die Frage kurz und sage: Adam und Eva haben kei-

nen Nabel gehabt. Ich bin aber gleichwohl überzeugt, daß kein Vernünftiger, der seine Sinnen und Vernunft zu brauchen weiß, mit dieser Antwort vergnügt sein werde, und ich kann es auch mit gutem Gewissen Niemandem zumuthen, einer so wichtigen Sache, auf eine so kurze Antwort, ohne hinlänglich gegebenen Grund und hinreichenden Beweiß so leichte Glauben zuzustellen. Ich merke schon, wo es hinaus will, und daß man gesonnen sei, mir zur Last zu legen, daß ich meine Worte mit besseren Gründen glaubwürdig machen soll."

Weiterhin im §. 15. heißt es: „Da es eine unumstößliche Wahrheit bleibt, daß unsre ersten Stammältern nicht geboren worden sind, so muß es auch wahr sein, daß sie keinen Nabel nöthig gehabt haben. Denn da dieselben niemals im Mutterleibe verborgen gewesen, so hat ihnen freilich keine Nabelschnur zu statten kommen dürfen (§. 6.). Haben sie nun keine Nabelschnur nöthig gehabt, so haben sie auch keinen Nabel, als dessen Ueberrest (§. 4.) dieselbe ist, besitzen können."

Afterärzte in England*).

Quacksalber finden, der Natur der Sache nach, in Paris und London immer besonders günstige Umstände. Der berühmte Johnson sagte, die Ursache, warum in England Quacksalber so gedeihn, beruhe in dem Umstande, daß neun Zehntel seiner Einwohner Narren wären, was medizinische Angelegenheiten beträfe. Man wird sich der berühmtesten erinnern,

*) Nach Mühry's Vergleichung d. Medizin in Frankreich, England und Deutschland.

wie James Graham, der einst einen Tempel der Gesundheit errichtete und sich Präsident des Gesundheitsraths nannte (s. Archenholz, Reisen.), des Chevalier Taylor's, „des pontifischen, kaiserlichen und königlichen Ophthalmiaters, Verfassers von 65 Werken in verschiedenen Sprachen und einer Kunst zu gefallen, mit den interessantesten Bemerkungen über die Macht des Vorurtheils", Salomon's, des berühmten Entdecker des Balsam von Gilead, und Broduin's, dessen cardiaca zur Zeit in großem Rufe standen. Jetzt giebt es in London zwei Charlatans, die so berühmt sind, daß sie wohl eine Erwähnung verdienen. Der eine heißt St. John, der andere Morison. St. John praktizirt mehr in den höhern Ständen und heilt durch einen Liquor, der „mörderische" Irritantien enthalten soll. Morison hat mehr unter den niedern Klassen begeisterte Anhänger, und Pillen haben ihm seinen Ruf vorschafft. Von ihnen läßt er fünf und zwanzig bis hundert auf einmal nehmen. Er nannte sie Vegetable universal medicines; sie sollen bestehen aus Aloë, Coloquinten und aus einer starken Zuthat von extr. conii. Die Analysen haben aber verschiedene Resultate gegeben, weshalb man vermuthet, daß sie häufig verändert werden. Es ist durch gerichtliche Untersuchung erwiesen, daß sie mehren Menschen das Leben gekostet haben; dennoch praktizirt er fort und hat vor Kurzem nach gerichtlichem Ausspruche von manslaughter nichts weiter als 200 Pf. Strafe bezahlt, was ihm bei seinem großen erworbenen Vermögen leicht war. Erst durch mehre solcher unglücklichen Fälle überläßt man es der öffentlichen Meinung, über solche Aerzte zu urtheilen, wie es über St. John nun schon geschehen ist. Morison hat ein Programm zu zeigen, worin er eine Skizze seiner Biographie giebt, und auch erwähnt, daß er in Deutschland studirt habe und zwar in Hainau; nach fünfunddreißig Jahren körperlichen und Seelenleidens habe er die glückliche Entdeckung gemacht, nachdem die ganze Fakultät ihn nicht hätte heilen können. Seine Abbil-

dung findet sich auch dabei, wo er zu seiner Kleidung gewählt hat: einen Pelzrock, einen Schnurrbart und einen weißen Hut. Er nennt sich Mr. Morison the Hygeist, President of the Society of Health. Zu seinen Prinzipien aber gehören „Blut macht Blut," „Schmerzen und Krankheit haben denselben Ursprung und können deshalb als synonyme Ausdrücke angesehn werden," „Krankheiten entstehen von Unreinheit des Bluts," oder in andern Worten, von scharfen Säften im Blute," „diese Säfte, die den Körper verderben, haben drei Quellen, die materielle, die contagiose und die personelle."

Die französische Chirurgie.

Hr. Hofrath Textor zu Würzburg äußert sich wohl über dieselbe etwas zu bitter, wenn er in seinem Handbuche der operativen Chirurgie 1836. sagt: „Den Franzosen kann der Vorzug nicht bestritten werden, daß sie sich bei fast allen Operationen einer großen Einfachheit (dabei auch großer Nettigkeit und Eleganz. Ref.) befleißigen, ja sie scheinen den Purismus in dieser Beziehung hier und da zu übertreiben, um ja nicht gegen die Regel zu verstoßen, was man mit einem Instrumente vollbringen kann, dazu soll man nicht zwei wählen. Uns Deutschen wirft man dagegen nicht mit Unrecht vor, daß wir ein überreiches chirurgisches Zeughaus, nicht blos besitzen, sondern auch anwenden. Früher schien in Frankreich die Meinung zu sein, daß man uns darum um so weniger beneiden dürfte, weil wir doch sonst bei weitem hinter ihnen und den Engländern ständen. — Obwohl es für Jeden, der hört und lesen

kann, klar ist, daß es auch in Deutschland nicht blos Chirurgen, sondern auch eine Chirurgie giebt, so laufen doch noch immer viele unserer Landsleute in Paris herum und machen es sich zum Hauptgeschäfte, das Rauchfaß, besonders im Hôtel Dieu, zu schwingen, und uns den Weihrauch in den kleinsten Anfällen zuzuschicken, damit ja kein Wort der Weisheit verloren gehe, welche, wenigstens für sie, nirgend in dem Maaße vorhanden ist, als jenseits des Rheins. — Freilich, wenn uns die Franzosen nach diesen fahrenden Schülern beurtheilen, die so hungrig nach den Brosamen schnappen, welche von ihrem Tischen fallen, so können sie keine übergroße Vorstellung von den deutschen Chirurgen bekommen."

Die Sucht der Franzosen nach complicirten Instrumenten.

Nach Prof. Dieffenbach's „Bemerkungen über Paris" rührt die Sucht der Franzosen nach complicirten Instrumenten fast nur vom Monthyon'schen Preise und von der Lithotritie her. Ihm wurden manche Instrumente als ganz neu erfunden gezeigt, die ihm aber als deutschen Ursprungs längst bekannt waren. Doch sind die neuen Instrumente durchweg schön und gleichmäßig gearbeitet. Dagegen hat der hohe Grad von Vervollkommnung der größern und meisten künstlichen Instrumente zur Vernachläßigung der aller gewöhnlichsten Formen geführt. Die einfachen Scalpelle und Bistouris ꝛc. sind bei denselben großen Meistern mitunter so schlecht, daß

man sie gar nicht gebrauchen kann, und selbst auf Bestellungen und Vorstellungen konnte sie Herr Prof. Dieffenbach nicht besser erhalten. Sehr schön findet man diese Artikel dagegen bei den eleganten Messerschmieden. Seit einigen Jahren hat ein Bandagist einen Laden angelegt, in welchem man die gewöhnlichsten chirurgischen Verbände und Materialien zu Verbänden vorräthig findet. Verschiedene Krankenheber und Krankenbetten schienen Herrn Prof. D. durchaus unpraktisch. (A. Caspers Wochenschrift, 1836.)

VII.

Kunst- und Lebensansichten.

Jeder Fortschritt der Physik in das Feld wahrer Wissenschaft muß auch für Medizin und Hygieine gleichen Fortschritt zu fester Begründung gewähren; aber leider! die Schulen ahnen nicht einmal, daß das, was sie Hülfswissenschaften nennen, endlich in das Mark der Wissenschaft selbst übergehen und zeigen müsse in Bildern, was das innere Leben sei.

Windischmann.

— So nun aus der Natur der Arzt wachsen soll, was ist die Natur anders, denn die Philosophie? Was ist die Philosophie anders, denn die umsichtige Natur?

Paracelsus.

— Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschine in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Lessing.

Morbis quoque leges quasdam natura dedit.

Plinius.

— Wie, wann und wo? die Götter bleiben stumm!
Du halte Dich an's Weil, und frage nicht Warum!

v. Goethe.

— Viel hat der Mensch auch an sich zu bessern, ehe er in die Speichen der Organisation eingreifen, die Natur bevormundschaften und sich zum Wegweiser ihrer Verirrungen aufwerfen kann.

Reil.

„In lamentanda tantae artis calamitate existimavi necessario mihi esse, de unico quod adhiberi possit remedio si non subtilius disputandum, at certe quod fas est saepius ac dolentius deplorandum. Nemo porro dixerit, ubi summa res agitur, auribus serviendum esse, sed potius ea dici oportere, quae tempus, quae rei magnitudo, quae urgens necessitas postularent."

Bagliv.
Prax. med. Praef.

„Ich habe die Bemerkung gemacht, daß ein Arzt sehr leicht als Schriftsteller Beifall und Lob von Recensenten einärndten kann, sobald er nichts als einfache Beobachtungen und Krankengeschichten unter die Presse giebt. Es kommt aber nicht darauf an, ob ächter Beobachtungsgeist, Richtigkeit in Schlüssen, und medizinischer Menschenverstand in solchen Schriften herrscht."

Weikard.

— Um Allen aus dem Traume zu helfen, will ich ein aufrichtiges Geständniß machen: ich las die Alten, habe aber sehr wenig oder nichts daraus gelernt, ... ich habe die Alten mehr gelesen, als es bei Aerzten gewöhnlich ist und gestehe nun als Mann ohne Charlatanerie, Affektation und Prahlerei, daß ich nach meiner Ueberzeugung meine Zeit zu etwas Besserem

hätte anwenden können, und daß ich nicht leicht Jemandem anrathe, sich die nämliche Mühe zu geben. Es ist Schutt, wo man hier und dort ächte und unächte Perlen findet, wo so oft unsere frohe Genugthuung blos darin besteht, das man endlich etwas gefunden hat, welches man schon vorher wußte, oder welches man mit Grund für Wahrheit halten kann. Die Araber schreiben die Griechen ab, die Griechen ihren Galen, . . . und dem Praktiker, welcher nicht besser zu kuriren verstände als einer der ersten Araber, würde ich kein Physikat anvertrauen.

Weikard.

(Fragm. und Erinnerungen. 1791. S. 4.)

Gedanke ist Licht.
Wenn Nervenmark, sich mit dem Blut verbindet,
Was ist's, das diese Masse hell entzündet?
Sie wird zu Licht.

K. G. Neumann.

Vor Jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe schickt.

v. Goethe.

Die Zweifel sind Gift und Arznei, Fessel und Stab, Himmel und Hölle. Sie gleichen dem Auge des Basilisken. Wer zweifeln kann, kann denken; wer zweifeln muß, wird nach der tobenden Brandung geschleudert. Wer zweifeln will, steht an der Pforte des Orkus.

Benzel-Sternau.

Was je an einem Gelehrten oder Künstler Großes war, das ist auch immer Frucht seines eigenen Genies, oder seiner anderweitigen Welterfahrung gewesen, nie die Frucht akademischer Abrichtung, aus deren Banden sich vielmehr jeder starke Geist so früh als möglich befreit.

Wolfgang Menzel.

Wir sind dem kurzsichtigen Sammler, der Alles zusammenrafft, seinem sinnreichen Bruder, der die Blumen der Dinge zärtlich abpflückt, und dem großen Geiste verbunden, der, einem Demokritus, Aristoteles, Bacon gleich von seinen Höhen herabsteigend, die Natur in allen Gesichtspunkten betrachtet. — Die Nachwelt wird die Sammlungen unserer Akademieen auseinanderreißen, von Neuem zusammenordnen, kleiner und nützlicher machen; man wird ärmer an Büchern und reicher an Begriffen sein.

Zimmermann.

— Ein Concilium von Köpfen zeigt oft weniger Kopf als einer davon.

Montaigne.

„Die Menge der Aerzte hat mich getödtet," sprach sterbend der Kaiser Hadrian, der dabei noch selber Medizin studirt hatte.

— Auch Baglivi sagt: die Familienglieder in den Häusern der Großen sterben am zu viel medizinisch Thun.

Ich bitte nur zu glauben, daß die Geschichte, die wahre Geschichte, auch in der Medizin das ist, was sie allerweges ist, Licht der Wahrheit und Lehrerin des Lebens.

Hensler.

Aengstliche Sylbenstecher und scrupulöse Notizenbewahrer sind des Namens von gelehrten Aerzten unwürdig. Citationen häufen, selbst dabei mittelmäßige und sogar die unbekanntesten Schriftsteller nicht verschonen, die unbedeutendsten Stellen als gültige Gewährschaften aufführen, Lappen auf Lappen leimen, um literarische Mosaik daraus zu verfertigen, ist nicht das Geschäft des Gelehrten, sondern des Kompilators, der, indem er durch kleinliche Untersuchungen die kolossalen Riesenwerke er-

habener Geister unterwühlt, gleich dem Beduinen der Wüste, aus dem Tempelschutt unsterblicher Werke ein dürftiges Obdach sich zusammenflickt.

M. E. A. Naumann.

„Parcat igitur ignarum vulgus, parcant et medici tantis remediorum formulis; nam saepissime quies lecti et quies a negotiis ipsaque demum a remediis abstinentia morbum jugulat, quem usus illorum frustraneus magis exacerbaret.“

Bagliv.

VIII.

Curiosa und Anekdoten.

Zu einem sehr berühmten Arzt kam ein Mann und beschwerte sich über allerlei Zufälle. Der Arzt befragte ihn gründlich und sagte zuletzt: „Mein Freund, Ihr seid hypochondrisch; macht Euch fleißig Bewegung, daran fehlt's Euch." — „Ach Herr Doctor," antwortete der Kranke, „daran fehlt's mir wohl nicht, denn ich bin seit zwanzig Jahren schon reitender Postillion."

In dem Eide, welchen die aus der Akademie von Abu-Zabel bei Cairo austretenden Mediziner vor ihrer Anstellung leisten, heißt es unter Anderm: im Innern der Häuser sollen meine Augen nicht sehen, was darin vorfällt, und mein Mund soll die mir anvertrauten Geheimniße verschweigen. (S. Gerson und Julius, Mag. d. ausländ. Lit. d. Heilkde. 1834. Mai.)

Die sich're Wette.

„Bangt Euch? — In vierzehn Tagen, ich wette,"
Rief Hohl, der Aeskulap,
„Liegt unser Kranker nicht mehr im Bette."
Ja wohl! Er liegt im Grab.

Rich. Roos.

Ein beliebter Arzt in London soll die Quellen der Krankheiten nach seinen praktischen Einnahmen so angegeben

haben: — Vauxhall, Theater und Kirche 1600 Pf. St., — Wein, Spirituosa und Rauchen 1300, — Faulheit 1000, — plötzliche atmosphärische Veränderungen 1200, — Vorherrschen der Nord- und Ostwinde 1800, — aufgeregte Einbildungskraft (?) 1500, — Fresserei 1300, — Quacksalbereien 900, — Liebe 150, — Kummer 850, — unglückliches Spiel 900, — Ansteckung 900, — Studiren 950, — Romanlesen 450, — der Doctor (?) 1500. (Belletr. Bl.)

Harpagons Entschluß.

Obschon ich Blinder trostlos bin —
Nein, nein! Für des Gesichts Gewinn,
Sechshundert Franks bezahlen müssen,
Verschwendung wär's und Abersinn!
Dreihundert will ich — aber ungern — missen:
Kurirt ein Auge nur! Es reicht für Alles hin.

Rich. Roos.

In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, warum wohl auf Universitäten die Juristen den Vorrang vor den Aerzten hätten? Hierauf gab Jemand die Antwort: „Quia fur praecedit, carnifex sequitur.“ (weil der Dieb vorangeht und der Henkersknecht hintennach.)

Ein Doktor der Arzneikunde und ein Doktor der Rechte stritten um ihren wissenschaftlichen Rang. — „Der meinige ist der älteste,“ sagte der Jurist, „denn Kain erschlug den Abel, und dies war der erste Kriminalfall.“ — „Wohl wahr,“ erwiderte der Arzt, „aber älter ist die Wegnahme einer Rippe von dem Urvater Adam, denn dieß war eine Operation.“

Boerhave hatte kein eigentlich schönes Gesicht, aber

seine Stirne, sein Auge waren schön und sprachen seinen großen Geist, und seine sokratische Physiognomie, wie sie Lavater sehr richtig bezeichnet, seine edle Seele aus. An ihn, der mit der halben Welt in gelehrtem Briefwechsel stand, schrieb ein chinesischer Mandarin unter der Adresse: „An Herrn Boerhave, berühmten Arzt in Europa." Dieser Mann, der ein Muster von umfassender, lebendiger Gelehrsamkeit war, dictirte zu Ende des ganz kurz vor dem Ausgang seines thatenreichen Lebens geschriebenen lateinischen Briefs an seinen Freund Dr. Basand Folgendes seiner tiefbewegten Tochter in die Feder, die seine sterbende Hand zu führen nicht mehr vermochte:

„Les oppressions du coeur sont de la derniére cruauté! Dieu le veut ainsi; sa volonté trés parfaite et souveraine soit glorifiée dans la soumission de la créature, qui n'aime ni adore que l'infinité de l'Eternel." Alsbald entschlief er sanft. Einer der schmerzlichsten Krankheiten, der Brustwassersucht, mußte seine Kunst und er unterliegen.

In Wien machte der Leibarzt bei einem Kaiser des vorigen Jahrhunderts einen Besuch. Der Monarch lag im Schweiß und hielt die beiden Arme unter der Bettdecke fest an den Leib angeschlossen. Der Leibarzt bat, daß Seine Majestät sich nicht aus dieser Lage verändern möchten und fuhr, um den Puls zu fühlen, mit der Hand unter die Decke; allein er kam an einen ganz andern Theil des Körpers als an den Arm. Der Monarch rufte sogleich ziemlich kaltblütig: hoc est membrum nostrum Caesareo — regium, und der Leibarzt wurde mit großer Bestürzung seinen Irrthum gewahr.

So wahr es ist, daß geistreiche Männer gern ihren Humor an der Medizin auslassen, — was mag daran Schuld sein? — so haben doch geistreiche Fürsten immer große Aerzte zu würdigen verstanden. Kaiser Joseph, der allenthalben

das Große achtete, schrieb an Vater Siebold, der seiner Zeit der höhern Chirurgie in Deutschland Bahn brechen half und eine treffliche chirurgische Klinik gebildet hatte, um ihm seine Anerkennung und Gunst zu bezeugen: er möge wählen, ob er mit seiner Familie in den Adelstand erhoben werden, oder einen jährlichen Gehalt aus seiner Privatkasse annehmen wolle. Es fühlte wohl im Wählen Niemand mehr Verlegenheit, denn Siebold war, unbeschadet seiner übrigen Verdienste, ein Geldfreund, ehrgeizig und jezuweilen ein bischen derb. Er besann sich nicht lange, schrieb an den edlen Kaiser, er nähme Beides an. Das heißt sich aus der Affaire gezogen. Joseph mag vielleicht herzlich darüber gelacht haben, er bewilligte Beides.

Dienstpflicht.

Kranz, der völlig genesen schien —
Ach, Herr Doctor, wie fand ich ihn!
Sterben will er! — „So muß ich hin."

Haug.

Der berühmte englische Arzt Baillie hatte zu gleicher Zeit mit einem andern jungen Arzte, der das Handwerk gut verstand, seine praktische Laufbahn begonnen. Baillie war in der ersten Zeit seiner begonnenen praktischen Laufbahn als praktischer Arzt sehr wenig beschäftigt; dagegen jener in seinem Viertel der Stadt London gar dienstfertig sich als moderner Asklepiad zu rühren verstand. — Baillie, der recht gut wußte, daß das Senkblei in die geistige Hülle seines Herrn Kollegen gar nicht tief ging, fragte denselben eines Tages, als er ihn an einem Markttage am Fenster seiner Wohnung, die wohlweislich auf dem Marktplatze war, liegen sah, und er eben vorüberging, ganz lakonisch: „Sagen Sie mir doch, Freundchen, — wir kennen uns ja; wie kommt's, daß Sie eine so enorme

Praxis in so kurzer Zeit haben, und ich so zu sagen Nichts zu thun habe?"

„Sehen Sie doch die bunte Menge auf dem Markte an; machen die Geschcidten den größern Theil aus, oder die Ungeschcidten?" war die Antwort.

„Hm!" erwiederte Baillie: „die Ungeschcidten, dächte ich."

„Nun! die erstern haben Sie, die andern ich."

„Danke! Ehrlich währt am längsten; die Antwort werde ich zu verwenden wissen!" erwiederte der junge Gelehrte dem zum Arzte abgerichteten Charlatan.

Baillie hatte sich bald einer großen Praxis und großen Rufes zu erfreuen, auch wurde er königlicher Leibarzt. An ihm ging die alte Redensart: dat Galenus opes, in Erfüllung. Seine Praxis gewährte ihm jährlich ein Einkommen von 96,000 Thalern. Er machte ein großes Haus, wie es einem vom Glücke begünstigten großen Manne zusteht; es war der Versammlungsort gelehrter und großer Männer aller Art. Es spricht für den wahren Gehalt des innern Menschen, wenn er von seinen Glücksgütern den rechten Gebrauch macht, und beweist, daß er derselben werth ist. Wir sagen Glück, denn solche glückliche Lebensumstände erheischen, bei allen übrigen Verdiensten um Wissenschaft und Menschheit, eine wohlgefällige Constellation von Umständen.

Und der freisinnige Denker, gleichviel sei er mehr oder weniger von der wankelmüthigen Göttin begünstigt, versteht den ächt philosophischen Humor in den lakonischen Lehrsätzen des Prediger Salomo: „Da sah ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß; daß dem Weisen seine Augen im Haupte stehen, aber die Gecken im Finstern gehen, und merkte doch, daß es einem geht, wie dem andern."

Baillie verdiente sein Glück und war der Stelle eines königlichen Leibarztes würdig. An ihm bewährte sich, was Jean Paul so wahr und treffend sagt: „Die Medizin ist eine Wissenschaft, worin mehr als in einer andern der Ge-

nius und der Gelehrte Ein untheilbares Gemeinwesen bilden müssen."

Der gnädige Herr und sein Arzt.

„Mein Embonpoint nimmt häßlich zu." — Je nun!
Weil Tag für Tag sich Euer Gnaden,
Mit Speisen und Getränken überladen,
Und gleich darauf zwei Stunden ruh'n.
Sie müssen nach apicischen Gelagen
Ganz den Mittagschlaf sich versagen! —
„Mein Gott! Ich muß doch Etwas thun."

Haug.

Thierry de Hery, einen berühmten Wundarzt, fand man in der Kirche des heiligen Dionys, an einem hohen Festtage, vor dem Grabmale Karls des Achten, betend und im Begriff, Wachskerzen vor demselben anzubrennen. Man machte ihm Vorwürfe darüber, man bewies ihm, daß dieser König kein Heiliger sei. „Das kümmert mich wenig," sagte Thierry, „er hat mir mehr Gutes gethan, als alle Heiligen des Paradieses; denn er hat eine Krankheit nach Frankreich gebracht, die mein Glück gemacht hat. (Die Franzosen.)

Es ist gut, wenn der praktische Arzt in seiner precären, ihm selbst so oft zweifelhaften wissenschaftlichen Stellung, jeden Witzangriff gegen dieselbe gehörig beantwortet. Das that z. B. Lentin recht genügend, als ihm der Resident Leisching an einer gräflichen Tafel den so oft vorgebrachten Ausspruch entgegen warf: daß, wenn er Gesetze zu geben hätte, keinem Arzt eher die Licentia practicandi gegeben werden sollte, ehe

er nicht fast alle Krankheiten selbst gehabt habe. Lentin erwiederte: daß er (Lentin), unter gleicher Voraussetzung, Niemanden zum Residenten ernennen würde, der nicht schon all das an Ehre, Gut und Leben erlitten hätte, was Mancher durch summum jus, Chikane und Mißbrauch der Gewalt leiden muß. (S. Lentin's Beiträge z. Arzneiwissenschaft. Bd. I. 1797. S. 317.)

Jüngst stand in Paris Jemand wegen unbefugten Ausübens der Wundarzneikunst vor Gericht. Sein Advocat vertheidigte ihn und schloß mit folgenden Worten: „G. handelt mit Blutegeln und hat sich dadurch einige wundärztliche Kenntnisse erworben. Er handelte in dem fraglichen Falle nur aus Menschenliebe, nicht aus Gewinnsucht. Erinnern Sie sich, meine Herrn, wie einst ein erlauchter Herr aus seinem Wagen stieg, um mit eigener Hand seinem Postillon, welcher gestürzt war, eine Ader zu öffnen. Ich glaube nicht, daß das Gericht jemals daran gedacht, Se. Maj. den König Ludwig Philipp deßhalb wegen unbefugter Ausübung der Wundarzneikunde vor Gericht zu ziehen." Der ganze Gerichtshof brach bei dieser Stelle in ein lautes Gelächter aus, und der Angeklagte wurde freigesprochen.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.